# Das Glockenspiel

## auf der Garnisonkirche zu Potsdam.

---

Historischer Roman

aus der Zeit Friedrichs des Großen.

Von

**A. H. Brandrupp.**

---

Erster Theil.

Berlin.
Verlag von L. Fernbach jun.
1855.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Das Glockenspiel
## auf der Garnisonkirche zu Potsdam.



Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek München

# Vorrede.

Die Vorrede ist bei einem Buche wohl das Ueberflüssigste, weil sie in der Regel doch nicht gelesen wird. Wir haben uns auch nur deshalb entschlossen, überhaupt eine Vorrede zu schreiben, weil sie den bestimmten Zweck hat, die Tendenz des nachfolgenden Werkes darzulegen. Wir leben in einer Zeit, wo das Vaterländische gemißachtet wird, wogegen man das Ausländische erhebt und vorzieht. Namentlich mißtrauet man, dem Fremden gegenüber, der eigenen Kraft und sagt wohl: Ja, was wollen wir Denen oder Jenen gegenüber anfangen? Man vergißt hierbei gänzlich das, was geschehen ist, was schon vor hundert und vor vierzig Jahren wiederum da war. Vor hundert Jahren, als Preußen allein dem ganzen Europa gegenüberstand und siegreich aus dem Kampfe hervorging — vor vierzig Jahren, als es den Reigen gegen den Welteroberer anführte, und die hauptsächliche Ursache seines Sturzes war. Und was bewegt jetzt die Welt? Wer mag es voraus sagen, was in den nächsten Jahren kommen wird und ob Preußen nicht abermals dazu bestimmt ist, die Entscheidung in dem wahrscheinlich entbrennenden Kampfe zu geben, wie es solches schon öfter gethan hat! — Preußen kann es; — die Schaale, in



Digitized by Google

welche es sein Gewicht legt, wird die andere hoch in der Schwebe halten.

Wir wollen in dem nachfolgenden historischen Roman einen Abschnitt aus Preußens Heldenzeit geschichtlich treu, aber im leichten Gewande darstellen und zeigen, was Preußen einst leistete.

Ja, sagt Ihr, das war damals, als der große König, der Einzige, an der Spitze stund! Freilich war das der Fall, aber wer sagt Euch, daß wenn der Krieg ausbricht und die Heere der Preußen ausziehen in die Schlacht, nicht wiederum ein Geist, einsichtsvoll, kühn und tapfer, wie Friedrich der Große war, an der Spitze stehen wird? Der Geist Friedrich des Großen und der des unvergeßlichen Königs Friedrich Wilhelm III., der den Namen des Großen eben so wohl verdiente, wirken fort.

Darum leset, was einst die Preußen gethan; der Patriot freue sich, und erwärme sich an den Großthaten der Vorzeit und halte an seinem Glauben fest, daß, was einst geschah, wiederkehren kann; — der Zweifler und Furchtsame bekehre und stärke sich und der Böswillige, der Preußen gar zu gern verkleinern möchte — er schäme sich und verstecke sich, denn seine Wünsche werden nicht in Erfüllung gehen. Preußen über Alles!

Und so, wer sein Vaterland liebt und mit Stolz ein Preuße ist, der kaufe dies Buch und leſe vom alten Fritz. Er wird Manches darin finden, was er noch nicht wußte.

Schließlich bemerken wir, daß wir zwar „eine Geschichte" aber nicht „Geschichte" geschrieben haben.

Geschrieben im April 1855.

Der Verfasser.

Digitized by Google

## Erstes Kapitel.

Der Heimgang aus der Kirche und was sich dabei ereignete.

Der Gottesdienst in der Garnisonkirche zu Potsdam war beendet, und die Andächtigen verließen die Kirche.

Außer den Gardisten Friedrich des Großen hatten sich auch zahlreich Bürger von Potsdam mit ihren Frauen und Kindern zum Gottesdienste in der Garnisonkirche eingefunden.

Manche von diesen Bürgern, zumal die angesehenen und reichen, schritten jetzt, angethan mit dem breitschößigen Rock von der Gewerksfarbe, den dreieckigen Hut in der Quere auf dem gepuderten und mit einem tüchtigen Zopfe versehenen, ehrwürdigen Haupte, und den dicken, langen spanischen Rohrstock, mit elfenbeinernem Knopfe und einer schwarzen Troddel verziert, in der Hand, stattlich an der Seite ihrer trippelnden Ehehälften einher, die in Reifröcken und mit kleinen goldenen oder silbernen Mützen auf dem Hinterkopfe, so wie den daraus weit hervorragenden Hauben, prangten, während sie sich auf den hohen Absätzen an ihren, mit kleinen silbernen Schnallen versehenen Schuhen, kaum im Gleichgewichte erhalten konnten.

Blühende Mädchen verließen leichten Ganges die Kirche, die Augen sittsam gesenkt und auf das in den gefalteten Händen getragene Gesangbuch gerichtet, auf dem zum Ueberfluß ein Blumenstrauß prangte.

Digitized by Google

Scheu wurden sie seitwärts von den jungen Männern betrachtet, denn es war zu jener Zeit nicht Sitte, daß die Jungfrauen mit Männern öffentlich umgingen, und ein Mädchen, das mit einem jungen Manne öffentlich einen Spaziergang machte, mußte entweder schon seine verlobte Braut sein, oder ihr guter Ruf war für immer zerstört.

Die Kirchengänger zerstreuten sich nach allen Richtungen in die Straßen.

Nur die Grenadiere des Königs blieben bei der Kirche versammelt, und ergriffen ihre dort aufgestellten Gewehre. Dann stellten sie sich in Reihe und Glied und marschirten auf das Kommando ihres Obersten nach dem Lustgarten ab, um vor dem Könige in Parade vorbei zu marschiren.

Die schaulustige Jugend folgte den Grenadieren nach, und bei der Kirche wurde es leer und still.

Es trat aber noch ein altes Ehepaar aus der Kirche, dem ein schönes, junges Mädchen von etwa 17 Jahren folgte. Diese drei Personen nahmen ihren Weg nach dem Markte.

Der Vater war ein starker kräftiger Mann von etwa funfzig Jahren, und hatte ein sehr gerötheres Gesicht. Die Mutter war nicht weniger wohlgenährt, ja wohl noch umfangreicher, als der Vater.

Aber die Tochter — ach, die Tochter! das war ein zu reizendes Wesen. Sie hatte ein rosenroth und weißes Gesichtchen von den edelsten Formen, mit großen schmachtenden, himmelblauen Augen. Dabei war sie schlank gewachsen, von mittler Größe, aber kräftig und hatte einen leichten schwebenden Gang. Man konnte nichts Schöneres sehen.

Sie hielt mit den Eltern nicht gleichen Schritt, sondern blieb von Zeit zu Zeit etwas zurück.

Dem Vater schien das nicht zu gefallen; er blieb stehen und sah sich um.

Digitized by Google

„Hopsa!“ sagte er mit verdrießlichem Gesicht, „da verfolgt uns der Mensch, der Webergeselle, schon wieder. Ist es nicht, um toll zu werden? Kunigunde, ich will nicht hoffen, daß Du ihn in seinem Treiben bestärkst?“

„Ich, Vater?“ sagte die reizende Tochter, blutroth werdend — weshalb? konnte man schwerlich wissen. Aber sie warf ihr Näschen in die Höhe und fuhr fort: „Was denkst Du denn Vater? Meinetwegen mag der gehen, wohin er will und so weit ihn seine Füße tragen wollen. Ich habe nichts mit ihm zu schaffen. Freilich hat er mich aus der Havel gezogen, aber dafür ist er, oder wenigstens doch seine Mutter, hinreichend belohnt worden. Nun sind wir geschiedene Leute!“

„Recht so, meine Tochter!“ sagte der Alte zufrieden. „Der Mensch setzt sich wohl gar in den Kopf, die Tochter eines reichen Brauherrn heirathen zu wollen. Hopsa! daß ein Donnerwetter in meinen größten Bottig fahre — nun ich will nicht fluchen, weil heute Sonntag ist — aber so ein Lump von Schwiegersohn — der fehlte mir gerade, das muß ich sagen. Er soll Dich aber eben so wenig haben, als jetzt das Glockenspiel singt!“

Der reiche Brauherr hatte das letzte Wort noch nicht ausgesprochen, als das Glockenspiel auf dem Thurme der Garnisonkirche schon anschlug und die Melodie des Liedes zu spielen begann:

„Befiehl Du Deine Wege.“

Erschrocken stand der Brauherr still und sah nach dem Thurme hinauf. Aber es war nicht anders — das Glockenspiel sang — und zwar in demselben Augenblick, als er seine Betheuerung aussprach.

Er zog eine silberne Uhr hervor, die einer großen Kartoffel nicht sehr unähnlich war, und von welcher ein silbernes

Digitized by Google

Pettschaft an einer silbernen Kette eine halbe Elle lang unter der Weste hervorhing.

„Ja, ja — es ist richtig eilf Uhr, ganz genau. — Es ist ganz natürlich, daß jetzt das Glockenspiel singt, es muß jetzt singen, es kann nicht anders, weil es eben eilf Uhr ist — aber — warum muß es gerade jetzt eilf Uhr sein, und warum muß ich gerade um eilf Uhr mich auf das Glockenspiel berufen? Ich hätte ja wissen können, daß es spielen muß. Es ist sonderbar — aber — hol's der Teufel, ich will nicht fluchen, weil heute Sonntag ist, kriegen soll er sie doch nicht, trotz dem Gebimmele da oben."

Er drohete mit der Faust nach dem Thurme hinauf, brummte noch etwas in den Bart und setzte dann seinen Weg fort.

Kunigunde war gleichfalls betroffen, als bei der Aeußerung des Vaters das Glockenspiel ertönte. Sie dachte, heimlich lachend, daß der Schwur des Vaters nun nichtig sei, denn das Glockenspiel sang. — Sie warf einen verstohlenen Blick rückwärts, aus dem man hätte schließen können, daß der Webergeselle ihr doch nicht so gleichgültig sei, als sie es dem Vater einreden wollte.

Inzwischen war der Vater an die Thür des Hauses gekommen. Er öffnete sie, ließ Frau und Tochter hineingehen, und folgte nach. Zuvor ließ er aber noch einen spähenden Blick umherschweifen, nahm indessen zu seiner Zufriedenheit den ihm verhaßten Webergesellen nicht wahr, der es auf seine Tochter abgesehen hatte und, wie es schien, von dem Glockenspiele auf dem Thurme der Garnisonkirche in seinen Bestrebungen unterstützt wurde.

Digitized by Google

## Zweites Kapitel.

### Was dem Webergesellen Karl begegnete.

Der Webergeselle, auf den der reiche Brauherr Engel so erboßt war, daß er ihn hätte prügeln mögen, hatte dem Gottesdienste in der Garnisonkirche auch beigewohnt, und war nach Beendigung desselben der Brauerfamilie von ferne gefolgt, um nicht gesehen zu werden. Das war ihm aber, wie wir wissen, nicht gelungen, denn sowohl der Brauer, als auch Kunigunde hatten ihn bemerkt.

Es war dieser Webergeselle ein junger Mensch von etwa achtzehn Jahren, vielleicht eins mehr. Er war wohlgewachsen und dabei kräftig. Sein Gesicht trug sehr angenehme Züge und aus seinen blauen Augen leuchtete Verstand und Gutmüthigkeit. Sein Gang war leicht und anständig. Zwar hatte er eine blasse Gesichtsfarbe, aber es war leicht wahrzunehmen, daß diese Bläße nicht krankhafter Art, sondern vielmehr Folge anstrengender Arbeit in seinem Gewerbe, oder wohl gar der Noth sein mochte. Seine Kleidung schien auf das Letztere zu deuten, denn sie war, wenngleich sehr reinlich, doch nur dürftig.

Als der Webergeselle, hinter einer Ecke verborgen, die Brauerfamilie hatte in das Haus treten sehen, schlug er den Weg nach dem Brandenburger Thore ein, schlenderte dort im Freien umher, und setzte sich endlich, als er müde geworden war, auf eine Bank, die am Wege nach Sanssouci stand.

„Die Mutter wird mit dem Essen auf mich warten," sagte er leise zu sich selbst, „aber ich kann jetzt unmöglich nach Hause gehen, so unglücklich bin ich heute. — Ich arbeite die ganze Woche hindurch von früh bis spät um kargen Lohn und freue mich auf den Sonntag, um Gundchen

Digitized by Google

kirche zu sehen, und einen freundlichen Blick von halten. Hat sie mich aber wohl angesehen? Ja, in die Havel gefallen war und ertrunken wäre, nicht nachsprang und sie mit Lebensgefahr rettete ieß es: Lieber Karl — guter Karl — gerade so, her, als wir noch mit einander in die Schule Aber das ist schon vergessen. Doch — ich kann nicht vergessen, den wir uns im Wasser gaben, sie fest in meinen Armen hielt und an meine rückte. Wie es kam, daß wir uns so herzlich weiß ich wahrlich nicht, aber als ihr Köpfchen an Schulter lag und ich in das bleiche, schöne Gesicht eine unsichtbare Macht meine Lippen auf die ihrigen fühle noch das Pressen ihrer vollen Arme um Hals — ich fühle noch das Brennen ihrer Lippen em Munde. Ach, das war ein seliger Augenblick, aubte mir meine Ruhe.

nals wußte der reiche Brauer in seiner Freude nicht, ür mich thun, in welcher Weise er mir seine Dank- zeigen sollte; als ich aber jede Belohnung aus- - ich war ja so glücklich — da wurde er bald ch und vergaß den Dienst, den ich seiner Tochter hatte. Er hatte mich ablohnen wollen — aber nicht nach seinem Sinne, einem Menschen, wie ich, eit schuldig zu sein und mich rücksichtsvoll zu be- er wollte mich dann nicht mehr kennen, wenn ich ohn weg hätte. Vielleicht merkte er gar, daß ich ei. Dann hat er sich an meine Mutter gewendet glaube wohl, daß die alte Frau etwas von ihm nen hat; ich will es aber nicht wissen und ihr Freude nicht verkümmern.

dchen sah mich wohl noch eine Zeitlang mit ver- und freundlichen Blicken an; allein jetzt thut sie;

Digitized by Google

als ob ich nicht in der Welt wäre. Der Alte mag es wohl so befohlen haben. Wenn sie mich aber liebte, brauchte sie sich daran nicht zu kehren.

Was soll nun aus mir werden? In Potsdam kann ich nicht bleiben. Bei der Betreibung des Handwerks hat man kaum das liebe Leben und ist tagtäglich wie ein Sclave an den Webestuhl gefesselt. Und Gundchen heirathet vielleicht einen Andern! Ehe ich das erlebe, gehe ich in die Havel. Vielleicht holte mich Gundchen heraus, wenn sie das sähe. Aber ich kann sie ja doch niemals heirathen! Wäre ich ein reicher Mann — — ja dann — aber so — —

Das Selbstgespräch des Webergesellen war nach und nach ziemlich laut geworden.

„Ja!" schloß er seinen Monolog mit lauter Stimme, „hätte ich nur nicht meine Mutter zu ernähren, so wüßte ich wohl, was ich thäte."

„Und was thäte Er denn?" fragte eine sonore Stimme hinter ihm und er fühlte seine Schulter von einem Stocke berührt.

Erschrocken sprang der Webergeselle auf und drehete sich um.

Da stand ein Offizier in einer blauen Uniform, mit blankem Stern auf der Brust, den Degen an der Seite, Hut auf dem Kopfe und den Stock in der Hand.

Dem Webergesellen fiel es nicht ein, darüber nachzudenken, wer dies wohl sein könnte. Er war vielmehr so in seine trüben Gedanken versunken gewesen, daß er gar nicht wußte, daß er laut gesprochen hatte, und sich wunderte, wie der Offizier solche errathen habe.

„Was ich thäte?" erwiderte er schüchtern, seine Augen emporhebend. Er mußte sie aber sofort vor dem hellen Strahle, der ihn aus den Augen des Offiziers traf, wieder niederschlagen. Die Mütze vom Kopfe ziehend, fuhr er fort:

Digitized by Google

„Was ich thäte? Man ſagt, es wird Krieg geben; da würde ich Soldat, ginge in den Krieg und ließe mich todtſchießen.“

„So?“ verſetzte der Offizier, ihn vom Kopfe bis zu den Füßen mit den Augen meſſend. „Aber warum iſt Er denn nicht ſchon Soldat? Er hat Grenadiergröße und iſt geſund und kräftig!“

„Ich bin der Sohn eines Eingewanderten und daher vom Militärdienſt frei!“

„Aha! Warum will Er denn aber Soldat werden, wenn er Seine Mutter verſorgt wüßte?“

„Weil mich die Gundel nicht mehr anſieht!“

„Die Gundel ſieht Ihn nicht mehr an? Ja, freilich, unter ſo bewandten Umſtänden wird Ihm nichts weiter übrig bleiben, als Soldat zu werden. Die Gundel ſieht Ihn nicht mehr an! Alſo eine Liebesgeſchichte! Ach, dergleichen Affairen führen mir viele Rekruten zu. Anfänglich taugen ſie freilich nicht viel, und ſind Kopfhänger, wie meine Artilleriſten beim Vorbeimarſch. Es dauert aber nicht lange, ſo geneſen ſie von dem Liebesfieber, das kann Er mir glauben. Nun, überlege Er ſich die Sache, für einen ſo großen Rekruten, der noch im Wachſen iſt, thut man ſchon ein Uebriges. Er ſoll ein gutes Handgeld haben und für Seine Mutter würde ſich auch Etwas finden. Hat Er bis morgen Seinen Sinn nicht geändert, ſo melde Er ſich auf der Parade im Luſtgarten bei mir. Er wird mich da ſchon ſehen. Adieu!“

Der Offizier ging weiter, kehrte aber noch einmal zurück und fragte:

„Wie heißt Er?“

„Karl Schmidt!“ antwortete der Weber.

Der Offizier nickte und ſetzte ſeinen Spaziergang fort.

Digitized by Google

Karl aber trat seinen Heimweg an, schon halb entschlossen, Soldat zu werden, wenn seine Mutter versorgt würde.

Erst jetzt dachte er daran, wer der Offizier wohl gewesen sein möchte?

Ein General war es ohne Zweifel, das bewies der Stern auf seinem Rocke.

Sollte es wohl gar der König selbst gewesen sein?

Karl hatte den König Friedrich II. noch niemals in der Nähe gesehen, weil er mit seiner Arbeit so beschäftiget war, daß er selten auf die Straße kam.

Ihm pochte bei dem Gedanken, mit dem Könige gesprochen zu haben, das Herz in der Brust, und er entschloß sich, jedenfalls am nächsten Tage nach dem Lustgarten zu gehen, um zu sehen, was daraus werden würde. Seiner Mutter, dachte er, wolle er von diesem Allen noch nichts sagen.

---

## Drittes Kapitel.

Wie Karl Schmidt Grenadier wird und seine Mutter eine Versorgung erhält.

Am anderen Morgen verließ Karl seine Wohnung sehr früh, als wolle er, wie gewöhnlich, zur Arbeit gehen. — Er that letzteres aber nicht. Die Unruhe, in der er sich befand, trieb ihn den ganzen Vormittag durch die Straßen der Stadt. Er dachte darüber nach, ob er Soldat werden sollte, oder nicht.

Endlich kam er auch auf dem Markte bei der Wohnung des reichen Brauer Engel vorüber, ohne daß er es gewollt, oder nur daran gedacht hätte. Er schlug die Augen auf,

Digitized by Google

und sah durch die hellen Fenster in die Wohnstube des Brauers, wo Gundchen mit einer weiblichen Arbeit beschäftiget, am Fenster saß. Sie schlug die Augen auf und blickte durch die Scheiben gerade in Karls Antlitz. Sei es nun, daß ihr Vater im Zimmer war, oder daß Karls Anblick und sein verstörtes Aussehen sie erschreckte — eine brennende Röthe überzog ihr rosiges Antlitz; — sie erhob sich schnell und verließ das Fenster, ohne weiter einen Blick auf Karl zu werfen.

Dies brachte Karls Entschluß zur Reife.

Er wurde ganz bleich, setzte seinen Weg fort und sagte für sich: „Es ist ausgemacht, ich werde Soldat!"

Vielleicht wäre sein Entschluß anders ausgefallen, wenn er gewußt hätte, daß Gundchens Eltern beide im Zimmer waren und sie darum so handeln mußte, wie sie gethan. Wäre sie allein gewesen, so ist es wohl möglich, daß sie ihm einen freundlichen Blick gegönnt hätte und daß sein Vorhaben unterblieben wäre.

Um eilf Uhr ging Karl nach dem Paradeplatze und sah dem Aufzuge der Wachtparade zu.

Absichtlich drängte er sich in die vorderste Reihe der Zuschauer, um den Offizier wieder aufzufinden, der gestern mit ihm gesprochen hatte.

Er bemerkte ihn sogleich, und nach der Ehrerbietung, die demselben von den Generalen und Offizieren bewiesen wurde, schien es allerdings der König zu sein.

Nachdem die Wachtparade aufgezogen war, sah der Offizier sich aufmerksam um. Sein Adlerblick traf bald den Webergesellen, der sich durch seine schlanke, große Gestalt von den übrigen Zuschauern auszeichnete.

Ein junger Offizier kam mit schnellen Schritten herbei und fragte den Weber:

„Heißt Er nicht Karl Schmidt?"

Digitized by Google

„Ja!“ sagte Karl, die Mütze abnehmend.

„Er soll zum Könige kommen, folge Er mir!“

Nun sank Karls Muth. — Es war also wirklich der König gewesen, mit dem er gestern gesprochen hatte. Indessen, was war zu machen? Er folgte dem Offizier mit der Mütze in der Hand, und stand bald vor dem Könige.

„Na, sagte der König, hat Er sich anders besonnen?“

„Nein, Ew. Majestät!“ antwortete Karl mit niedergeschlagenen Augen, „wenn ich nur meine Mutter versorgt wüßte, so würde ich gern Soldat.“

„Für Seine Mutter soll gesorgt werden!“ versetzte gnädig der König.

Er winkte einen nahestehenden ältlichen Offizier heran. „Hier übergebe ich Ihm einen Rekruten für das erste Bataillon Garde!“ sagte der König. „Ich habe ihn selbst angeworben. Besorge Er seine Einkleidung und Vereidigung und statte Er mir von Zeit zu Zeit Bericht über ihn ab.“

Darauf ging der König nach dem Schlosse und Karl folgte dem Offizier. Er wurde eingekleidet und mußte zur Fahne schwören. Sein Quartier ward ihm bei einem alten Unteroffizier angewiesen, der ihn zugleich „dressiren“ sollte, wie man sagte.

So kam der Abend heran, bevor Karl zu seiner Mutter zurückkehren konnte, die schon lange auf ihn gewartet hatte, und sehr erschrak, ihn als Soldaten zu sehen.

Er sagte ihr Alles, was er gethan hatte, auch verschwieg er ihr die Ursache nicht, welche ihn dazu getrieben.

Die Mutter weinte sehr und wollte sich nicht trösten lassen, so daß Karl es für das Beste hielt, sich zu entfernen, und traurig nach seinem Quartiere ging.

Es war das erste Mal, daß er von seiner Mutter getrennt schlafen sollte, und die Mutter that die ganze Nacht kein Auge zu.



Digitized by Google

Am anderen Morgen begann schon das Exerciren.

Karl begriff zum höchsten Erstaunen des alten Korporals das Exercitium spielend.

Der Korporal hatte aber auch aus Rücksicht für den „Rekruten Sr. Majestät" viele Nachsicht mit ihm.

„Höre Er, Schmidt, sagte er nach einer Pause zu dem Rekruten, — Er ist ein Schock-Schwerenöther und wird das ganze Exercitium bald weghaben, obgleich dasselbe die höchste Wissenschaft ist, die es giebt!"

„Und hat Er wohl," fuhr er selbstgefällig fort, „hat Er den König wohl gesehen, Schmidt, als er kurz vor der Parade am Fenster stand und durch sein Sperfektiv hierher sah, um es mir abzulernen, wie ich Ihn dressire? Ja, ja, der Monarch kennt den alten Krauske von Czaslau her. Er lernt von uns das Kriegführen. Denn, sieht Er, Schmidt, von wem hätte es der Monarch sonst lernen sollen? Bei Wollwitz verstand er noch nicht viel davon, aber er hat es bald weggehabt und die Oesterreicher bei Czaslau gehörig geklopft. Das hat er von seinen alten Grenadier-Unteroffizieren gelernt. — Stillgestanden! Rechten Fuß vor! Vorwärts Marsch!"

Am Abend dieses Tages besuchte Karl seine Mutter wieder und fand sie zu seiner großen Verwunderung vollkommen getröstet.

„Karlchen!" sagte sie freundlich und redselig — „für mich ist gesorgt. Denke Dir nur den Spectakel an. Heute Vormittag kommt ein Herr von der Königlichen Dienerschaft her und frägt mich, ob ich die Wittwe Schmidten sei, die einen Sohn bei der Garde habe."

„Leider Gottes, bin ich das!" sagte ich und fing an zu weinen.

„Frau Schmidten, sagte er weiter, weine Sie nicht, es

Digitized by Google

hilft Ihr doch zu nichts. Sie soll sogleich nach der Hofküche kommen."

Ich war nicht faul, band mir eine reine Schürze vor, setzte meine neue Mütze auf und folgte dem Herrn. — Als ich in die Hofküche trat — nein, da blieb ich vor Verwunderung stille stehen — solche Pracht an Geschirr kann ich Dir nicht beschreiben.

„Ach" dachte ich — „wie glücklich wäre man doch, wenn man diese schönen Sachen alle Tage aufscheuern dürfte!" Nun denke Dir, was geschieht? Der Herr Hofkoch, oder was er sonst für einen Namen haben mag, wird zu mir sagen:

„Frau" wird er sagen — „Sie soll auf höchsten Befehl — denke Dir nur Karlchen — ich soll auf höchsten Befehl — wer hätte das jemals gedacht? — ja, Sie soll hier in der Küche beschäftiget werden. Was versteht Sie denn? Kann Sie wohl das Geschirr rein machen helfen und Scheuerfrau werden?"

Ich dachte, Karl, ich sollte vor Freuden in die Erde sinken. Ich machte einen tiefen Knix und sagte:

„Mit Verlaub, mein Herr Hofkoch, oder wer Sie sonst sind, das kann ich so gut, wie eine Andere und vielleicht besser."

Da lachte der Herr Hofkoch und meinte:

„Na, wenn Sie das kann, so finde Sie sich alle Tage hier ein, Frau Schmidten, Sie wird Beschäftigung finden. — Sie bekommt dafür monatlich 4 Thaler, und so viel Essen, als Sie zu Ihrer Nahrung bedarf, wird sich auch finden. Morgen fängt Sie an und was da auf dem Tische steht, kann Sie mit zu Hause nehmen, die Schüssel bringt Sie aber wieder mit."

Nun sieh einmal, Karl, fuhr sie fort, indem sie eine Schüssel mit Fleischschnitten und gebratenem Geflügel vorlangte,



Digitized by Google

so ei[illegible] habe ich in meinem Leben noch nicht gegessen. Komm her, Karl und hilf mir. Ich kann das ja gar nicht verzehren; und Du kannst mir glauben, als der König dem Herrn Hofkoch diese Schüssel gegeben hat, um mir die Speisen zu schenken, hat er gewiß an Deinen starken Appetit nach dem Exerziren gedacht!"

Sie deckte den Tisch, und Karl, dem während der Erzählung seiner Mutter ein Stein vom Herzen gefallen war, setzte sich zu ihr; beide aßen zufriedenen Herzens, bis die Mutter wieder anfing, zu reden. — Da dauerte die Zufriedenheit freilich nicht lange.

„Nun bin ich auf Lebenszeit versorgt" plapperte sie — „und das habe ich Dir zu verdanken, Karlchen. — Ich wäre recht glücklich, wenn Du nur nicht Soldat sein müßtest, ach, das ist für mich zu schrecklich."

Sie fing richtig wieder zu weinen an, steckte aber doch hin und wieder ein Stückchen Braten in den Mund, und ward wieder heiter, als Karl sich mit seinem Schicksal ganz zufrieden erklärte.

---

## Viertes Kapitel,

in welchem bewiesen wird, daß der Grenadier und die Tochter des Brauers sich ohne allen Zweifel lieben.

Am nächsten Sonntage ging Karl, in seine neue Uniform mit den silbernen Litzen gekleidet und die stattliche Grenadiermütze auf dem Haupte, wieder nach der Garnisonkirche.

Sein erster Blick suchte Gundchen in ihrem Kirchenstuhle, aber sie war nicht da, worüber der Grenadier sehr erschrack.

Digitized by Google

Aber bald sah er sie, mit ihren Eltern, die Kirche betreten, und glücklicherweise kamen sie gerade den Gang herab, in dem Karl stand. — Hätte der reiche Brauherr es ahnen können, daß der verwünschte Webergeselle in diesem Gange stehe, so würde er muthmaßlich einen anderen Weg nach seinem Kirchenstuhle eingeschlagen haben; — aber so scharf seine kleinen Augen auch umher spähten — er konnte den Feind seiner Ruhe in der Kirche nicht wahrnehmen; — nur ein langer Grenadier stand da — was kümmerte ihn der! —

Als aber die Familie bei dem Grenadier vorüber ging, sah letzterer Kunigunde starr an, und das zarte Kind wurde fast zur Salzsäule, als sie die unschuldigen blauen Augen aufschlug und den Grenadier erkannte.

Aus ihren Wangen entwich die Rosengluth und sie wurde bleich, wie Schnee; — ihr Blick sank zu Boden, kaum wollten ihre Füße sie vorübertragen.

Auch der Vater erkannte nun den neuen Grenadier und ärgerte sich, denselben schon wieder auf seinem Wege zu finden und ihn nicht früher wahrgenommen zu haben. — Er warf dem Soldaten aber nur einen geringschätzigen Blick zu, und beeilte sich, Frau und Tochter in den Kirchenstuhl zu führen.

Dann setzte sich der Brauer so, daß er seine Tochter, wie er glaubte, verdeckte, damit der Grenadier sie nicht sehen solle. — Gundchen schlug aber während der Dauer des Gottesdienstes kein Auge wieder auf, sondern sah nur in ihr Gesangbuch, was dem Vater sehr, dem Grenadier aber gar nicht gefiel.

Letzterer nahm dies als ein Zeichen auf, daß er Gundchen nunmehr ganz gleichgültig, wenn nicht gar verhaßt sei, und er faßte den löblichen Vorsatz, sich von jetzt an gar nicht mehr um sie zu bekümmern. Als er zu diesem Ent-

Digitized by Google

ſchluſſe gekommen war, ſagte der Prediger Amen, ohne daß Karl ein Wort von der Predigt gehört hatte.

Ob Kunigundens Ohren den weiſen Reden des Paſtors mehr geöffnet geweſen waren, ſteht dahin. — Wie ſich die gehorſame Tochter ihres Vaters auch gegen denſelben anſtellen mochte — ſie war auch eine gehorſame Tochter Evens und konnte ſich verſtellen. Aus Furcht vor dem Zorne ihres Erzeugers hatte ſie ihre Gefühle, die ſie gegen Karl hegte, unterdrückt und in ihrer Bruſt verſchloſſen. — Jetzt dachte ſie aber daran, wie ſie aus Unvorſichtigkeit in die Havel gefallen war und gewiß ertrunken wäre, wenn Karl nicht nachgeſprungen wäre und ſie ans Ufer gebracht hätte.

Als er ſie in ſeinen Armen, an ſeine Bruſt gedrückt, an das Land trug, hatte ſie unwillkührlich die Arme um ſeinen Hals geſchlungen und ihr Antlitz war dem ſeinigen nahe. Die Lippen Beider zogen ſich gegenſeitig magnetiſch an und der damals gegebene und empfangene Kuß brannte, wie bei Karl, auch noch auf ihren Lippen und in ihrem Herzen. Aber ſie hatte es gewußt, daß ihr ſtrenger Vater niemals ſeine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit dem armen Webergeſellen geben würde und deshalb hatte ſie geſucht, ihre Gefühle vor Jedermann, ſogar vor ſich ſelbſt zu verbergen.

Nun aber, als Karl in der Kirche als Grenadier, in der knappen Uniform vor ihr ſtand, ſah ſie erſt, wie ſchön er war; — ſeine dürftige Kleidung war ihr ſonſt ein Anſtoß geweſen; wie ſah er jetzt, mit dem friſirten und gepuderten Haar, dem ſtattlichen Zopf, in der mit Silbertreſſen bedeckten Uniform ſo ſtattlich aus. — Einen kleinen Seitenblick warf ſie dahin, wo er ſtand, und als ſie bemerkte, daß er ſeine Augen traurig auf ſie gerichtet hielt, und ſie in ſeinen Blicken den Vorwurf zu leſen glaubte: Siehe, dahin haſt du mich

Digitized by Google

gebracht; — da drängte das Blut zu ihrem Herzen, und sie gestand es sich selbst, daß sie Karl liebe.

So weit war sie gekommen, als der Gottesdienst beendet war.

Von diesem Tage an, sah sie Karl nicht wieder: er vermied es, durch die Straße zu gehen, wo ihr väterliches Haus stand und kam ihr niemals mehr in der Kirche zu Gesicht.

Aber sie wurde still und traurig; ihre bisherige Munterkeit verließ sie. — Erblickte sie den Grenadier ja einmal zufällig von ferne bei dem Marsch der Garde durch die Straßen, oder bei einer Parade, so gab es ihr einen Stich in das Herz. Sie floh dann auf ihr einsames Kämmerlein und weinte bitterlich.

---

## Fünftes Kapitel.

Wie der Grenadier Karl dressirt wurde und in den Krieg zog.

Inzwischen mußte der neue Grenadier tüchtig exerciren, und wurde bald ein brauchbarer Soldat. Der große König ließ ihn nicht aus den Augen. Zwar kannte er die Grenadiere vom Bataillon Garde sämmtlich bei Namen, aber seinen Lieblingen gab er doch den Vorzug und zu diesen gehörte Karl, der öfter, wenn er vor dem Schlosse auf Posten stand, vom Könige den Befehl erhielt, sobald er abgelöst sei, zu ihm zu kommen, wo er ihn dann jedesmal beschenkte und gegen die zufällig Anwesenden äußerte, daß dies *sein* Rekrut sei, den er selbst angeworben habe. — War der König bei guter Laune, so fragte er auch wohl, geheimnißvoll lachend: „Na, wie steht es denn mit der Person, die

Digitized by Google

Ihn gar nicht mehr ansehen wollte — Er weiß ja schon — jetzt sieht sie Ihn wohl an?"

Karl schüttelte mit dem Kopfe, und sagte: Ich weiß es nicht, Ew. Majestät. —"

„Recht mein Sohn, lasse Er sie laufen!" erwiderte der König lachend, und entließ ihn.

Aber der Unteroffizier Krauske, unter dessen spezieller Aufsicht Karl stand, hatte es sich gemerkt, daß Karls Mutter immer sehr gute Bissen aus der Königlichen Hofküche mit brachte. Er fand sich daher öfter Abends bei derselben ein, wenn er dem Grenadier Erlaubniß gegeben hatte, bis zum Zapfenstreich in der Wohnung seiner Mutter zu verweilen.

Dann trat er gravitätisch ein, mit der Grenadiermütze auf dem gepuderten Kopfe, den Rohrstock in der Hand und sagte:

„Schmidt, ich bin gekommen, Ihn abzuholen!"

Der Grenadier hatte sich bei dem Eintritt des Unteroffiziers ehrerbietig erhoben und stand da, wie eine Statue.

Karls Mutter aber, welche die begehrlichen Blicke bemerkte, die der alte Korporal den Schüsseln und Tellern auf dem Tische zuwarf, nöthigte ihn freundlich, Platz zu nehmen, und einen Bissen zu genießen. —

Der Unteroffizier schmunzelte.

„Na, wenn ich das thue, so geschieht es aus Freundschaft für Sie, meine liebe Frau!" sagte er herablassend. — „Denn sieht Sie wohl, es schickt sich eigentlich nicht, daß ich mit dem Grenadier Schmidt an einem Tische sitze und esse, weil es gegen die Disciplin ist; und wenn der Monarch es erführe, so würde ein schönes Donnerwetter über mich hergehen. — Allein, jedoch und aber, ich will ein Auge zudrücken. — Schmidt — setze Er sich und nehme Er Platz."

Karl setzte sich und der Unteroffizier nahm seine Mütze

Digitized by Google

ab, stellte den Stock in eine Ecke und ließ sich gravitätisch nieder.

„Sieht Er, Schmidt" fuhr er dann fort — jetzt bin ich so zu sagen bei Seiner Mutter zu Gaste geladen, und Er, als Sohn, ebenfalls. Es macht sich die Sache. Lange Er zu. Was haben wir denn hier? Ei, ei, schönen Kälberbraten. So, so!"

Und nun ließ Herr Krauske seine Kinnbacken arbeiten, daß es zum Erstaunen war.

Als er aber fast das Unmögliche geleistet hatte, legte er sich in seinen Stuhl zurück und plauderte behaglich mit der Mutter des Grenadiers.

„Ja ja!" sagte er seufzend, — „das gute Leben hier in Potsdam dürfte nun bald wieder einmal ein Ende haben."

„Warum denn?" fragte die Frau erbleichend.

„Warum? darum, weil es wohl Krieg geben wird. Man munkelt so allerlei verschiedene Dinge —"

„Krieg? Ach, daß Gott erbarme. — Da müßte ja mein Karl auch mit?"

„Freilich müßte er das. Er wird doch nicht hier bleiben sollen, wenn das ganze Bataillon Garde in das Feld rückt?"

„Ach, ach, mein Sohn, dann sehe ich ihn niemals wieder!" sagte Frau Schmidt weinend.

„Oho, warum denn nicht? Sieht Sie wohl, Frau Schmidt, ich bin ein alter Unteroffizier, habe viel mitgemacht und lebe doch noch. — Bedenke Sie nur, alles übrige abgerechnet, die beiden Kriege, welche wir kürzlich erst mit der Kaiserin gehabt haben. — Da war Erstens, pro primo, derjenige Krieg, als unser Monarch der Kaiserin ganz Schlesien abnahm, worauf er ungeheure Ansprüche hatte. Da rückten wir in Schlesien ein und eroberten es sofort, bis an das Ende. — Wir hatten dann die Schlacht bei Mollwitz gegen die Oesterreicher zu gewinnen, und thaten dies recht-

Digitized by Google

ſchaffen, ſo daß der Feind eine Niederlage erlitt, die barbariſch war. Dann hatten wir im nächſten Jahre die Schlacht bei Czaslau, wo die Oeſterreicher nochmals geſchlagen wurden.

Die Kaiſerin ſah nun wohl ein, daß ſich mit uns auf ſolchem Wege nichts anfangen ließ, und ſchloß mit unſerem Monarchen Frieden, indem ſie ihm ganz Schleſien überließ.

Aber nach zwei Jahren that es ihr wieder leid. Sie glaubte nun, eine Armee zu haben, die es mit uns aufnehmen könnte, und wollte Schleſien wieder zurück haben.

Ja, da kam ſie bei unſerem Monarchen ſchön an, wozu hätte der König ſein Bataillon Garde, wenn man ihm ſo mir nichts, dir nichts, ſeine Länder wegnehmen könnte? Es wurde daher zweitens, pro secundo, abermals Krieg, und ich habe in den Schlachten von Hohenfriedberg und Soor mitgekämpft, in denen wieder die Oeſterreicher geſchlagen wurden. Und, ſieht Sie, ich lebe noch, und wenn ich auch einige Wunden davongetragen habe, die aber glücklich geheilt worden ſind, ſo befinde ich mich doch ganz wohl und wie Sie wohl bemerkt haben wird, es ſchmeckt mir noch ganz gut, deshalb gehe ich auch trotz meiner fünf und funfzig Jahre friſch mit in den Krieg, wo wir den Feind drittens, pro tertio, ſchön zuſammenhauen wollen.

Bei dieſen Worten wandte ſich der alte Unteroffizier um, die Beiſtimmung des jungen Grenadiers erwartend.

Aber dieſer ſaß in ſich verſunken da. Als die Rede auf den Krieg kam, fiel ihm der Gedanke ſchwer auf das Herz, daß er alsdann Potsdam verlaſſen müſſe und Kunigunde zurück bleibe, die er dann wohl niemals wiederſehen werde. — Er dachte darüber nach und hörte nicht mehr, was ſein Vorgeſetzter mit der Mutter ſprach.

Dieſer aber glaubte, der Grenadier fürchte ſich in den Krieg zu ziehen und wurde böſe.

Digitized by Google

„Was?“ sagte er mit starker Stimme — „ein Grenadier, den ich dressirt habe, fürchtet sich in den Krieg zu ziehen? Der Teufel soll Ihn holen —“

Er erhob sich, setzte seine Grenadiermütze auf, nahm seinen Stock in die rechte Hand, und rief mit donnernder Stimme dem Grenadier zu, der auch aufgestanden war:

„Stillgestanden! Richt't Euch! In zwei Minuten folgt Er mir auf dem Fuße nach!“

Damit ging er würdevoll zur Thür hinaus, ohne seine Gastgeberin weiter zu beachten.

„Ach, ach, ist das ein gewaltiger Herr!“ sagte furchtsam die Wittwe. — „Karlchen, kannst Du auch wohl einmal Unteroffizier werden?“

„Vielleicht, Mutter!“ antwortete Karl lächelnd, der sich aus dem Zorn des Korporals nicht viel zu machen schien.

„Gute Nacht, Mutter!“ setzte er hinzu, nahm seine Mütze und folgte seinem Vorgesetzten.

Aber der Unteroffizier hatte Recht gehabt. — Die Gerüchte über einen bevorstehenden Krieg vermehrten sich und wurden immer glaublicher, da die Regimenter komplettirt und mit der nöthigen Ausrüstung versehen wurden.

Karl stand eines Tages wieder auf Posten am Schlosse zu Potsdam und der König sah ihn, als er von der Parade kam, wo er bereits den Offizieren den bevorstehenden Krieg bekannt gemacht hatte.

„Wenn Er abgelöst ist, komm Er zu mir herauf!“ sagte er zu dem mit präsentirtem Gewehr da stehenden Grenadier.

Da Karl schon hieran gewöhnt war, so befremdete ihn das weiter nicht. — Als er abgelöst war, ging er in das königliche Vorzimmer und Friedrich trat bald darauf ein.

„Höre Er“ sagte der König — „wir marschiren, weiß Er es schon?“

„Nein, Ew. Majestät!“

Digitized by Google

„Wir marſchiren in den nächſten Tagen" fuhr der König fort, indem er den Grenadier wohlwollend anſah und nach ſeinem Tiſche ging. — „Da ich Ihn zum Soldaten gemacht habe," fuhr er zurückkehrend fort — „ſo will ich Ihm dies hier geben, damit Er ſich das Nothwendige dafür anſchaffen kann. Halte Er ſich gut, Seine Mutter hat ihr Auskommen, und Er kann daher ohne Sorgen ins Feld rücken. — Nun kann Er gehen, wir werden uns ſchon wieder treffen."

Er gab dem Grenadier vier Friedrichsd'or, nickte ihm freundlich zu, und entließ ihn.

Karl ſagte hiervon zu Niemand etwas; aber am nächſten Tage beim Appell wurde es allgemein bekannt gemacht, daß ein Jeder ſich bereit halten ſolle, in wenigen Tagen ins Feld zu marſchiren.

Die Mutter des Grenadiers war untröſtlich; als ihr aber Karl ſagte, daß, wie ſie an dem Beiſpiele ſeines Unteroffiziers ſehen könne, der Krieg nicht ſo ſehr gefährlich ſei, und er um ſo ſchneller Unteroffizier werden könne, wenn er ſich tapfer halte, da klärte ſich ihr trübſeliges Geſicht auf, denn ſie hatte auch ihren Ehrgeiz, und ihren Sohn als Unteroffizier zu ſehen, war ihr einziges Verlangen.

„Nun, ſo will ich mich denn nicht weiter grämen, Karl" ſagte ſie — „halte Dich tapfer, daß Du als Unteroffizier künftiges Jahr zurückkommſt; aber wenn es hart hergeht, dann laufe bei Zeiten davon, damit Du keinen Schaden nimmſt. — Jetzt ſage mir aber, wie Du mit der Kunigunde ſtehſt? Willſt Du denn nicht von ihr Abſchied nehmen?"

„Das iſt vorbei," erwiderte Karl. — „Warum ſollte ich das thun und mich vielleicht einer Zurückweiſung ausſetzen, mir ſelbſt aber das Herz ſchwer machen? Ich bin dem Brauer als Schwiegerſohn ſchon früher nicht angenehm geweſen, um wie viel weniger würde ich es jetzt ſein. Ueberdies, wer weiß, wie lange der Krieg dauert — und — und"

Digitized by Google

„Na, was willst Du sagen?“ fragte die ahnende Mutter mit klopfendem Herzen.

„Ich will sagen, es ist doch ungewiß, ob ich jemals zurückkehre.“

„Gott erbarme sich — da haben wir es — Du hast mir doch gesagt — Du hast mir doch versprochen —“ schrie die Mutter weinend.

„Ruhig, Mutter, das steht in Gottes Hand; aber wenn ich auch zurückkehre, so können Jahre darüber vergehen und so lange wird Kunigunde nicht unverheirathet bleiben. — Mit dieser Sache ist es aus!“

„Und doch nicht!“ sagte die Mutter hartnäckig, aber leise. — „Er bekommt sie doch, oder alle Karten müßten lügen. Die alte Mayern hat es ganz klar in den Karten gesehen.“

Karl schwieg leise lächelnd; — er hatte mit blutendem Herzen verzichtet, wenngleich seine Liebe zu Kunigunden ungeschwächt fortbestand. Er sah aber ein, wie hoffnungslos sie war, und besaß Kraft genug, seine Empfindungen zu unterdrücken.

So kam der Tag des Abmarsches heran.

Es war an einem schönen Augusttage, als die Garde aus Potsdam marschirte, um in Sachsen einzurücken, das Friedrich der Große zunächst besetzen wollte.

Das Bataillon war tausend Mann stark, und wenngleich es nicht mehr aus den Riesen Friedrich Wilhelms des Ersten bestand, so waren die Unteroffiziere und Soldaten doch sämmtlich sehr große, schöne Leute. — Als das Bataillon versammelt war, brachte es zuerst dem Könige und dann der Stadt Potsdam ein Vivat, worauf dasselbe, mit seiner Feldmusik an der Spitze, durch die Straßen nach dem Thore zog.

„Ade, ade, alle meine Hoffnungen!“ seufzte Karl,

Digitized by Google

während er nach dem Takte der Musik dahinschritt. — Er schlug die Augen auf und indem er sie zufällig auf die Seite der Straße richtete, wurden sie von zwei Lichtstrahlen aus blauen Augen getroffen, die wehmuthsvoll auf ihn gerichtet waren.

Er ward fast geblendet — sah noch einmal hin — ja, es war Gundchen, die vor der Thür ihres väterlichen Hauses stand, und das Bataillon vorüber marschiren sah. — Sie spähete nur nach Karl — ihre Augen fanden ihn — er erwiderte den Blick und sie bemerkte es sehr wohl, wie er davon getroffen wurde — aber das Bataillon war in Bewegung — trapp — trapp — noch einige Schritte und Karl war vorüber — er sah sie nicht mehr — sie sah ihn nicht mehr — der Roman war zu Ende und hinterließ zwei auf den Tod verwundete Herzen.

---

## Sechstes Kapitel.

Wie es dem Grenadier Karl Schmidt im Kriege, bis nach der Schlacht bei Collin erging.

Der Krieg, welcher ausbrechen sollte, war der später nach seiner Dauer benannte siebenjährige Krieg, den Friedrich der Große allein, blos mit geringer englischer Hülfe, gegen Oesterreich, Rußland, Schweden, Frankreich und — das deutsche Reich führte.

Es handelte sich, wie bekannt, um Schlesien, das schöne bevölkerte Land, welches Friedrich II. gleich nach seiner Thronbesteigung erobert und mit dem Schwerte in der Hand sowohl im Breslauer, als im Dresdener Frieden behauptet hatte.

Digitized by Google

Dies war aber für die Kaiserin Maria Thereſia ein zu großer Verluſt, als daß ſie ihn ohne Weiteres hätte verſchmerzen können. — Zwar hatte ſie Schleſien gezwungen dem Sieger überlaſſen müſſen, einem Monarchen, der wegen ſeiner noch unbedeutenden Staaten durchaus nicht gefährlich erachtet wurde, ja deſſen Haus erſt ſeit zwei Generationen in den glänzenden Königszirkel aufgenommen worden war. Dennoch hatte er ſeine Rechte auf Schleſien bereits durch fünf gewonnene Schlachten geltend gemacht.

Die Kaiſerin Maria Thereſia wollte Schleſien wieder zurück haben und die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, welche Friedrichs perſönliche Feindin war, verhieß nöthigenfalls ihre Hülfe. — Schweden, Frankreich, Sachſen und ſpäter die übrigen Fürſten des deutſchen Reichs, mit Ausnahme von Hannover und Heſſen, traten dem Bunde bei. — Friedrich erfuhr, was zu ſeinem Verderben beſchloſſen war, und wollte ſeinen Feinden zuvorkommen. — Er rückte daher, ehe noch Letztere gerüſtet waren, in Sachſen ein, und marſchirte auf Dresden los.

Der Kurfürſt von Sachſen, welcher zugleich König von Polen war, ließ ſein 17,000 Mann ſtarkes Heer bei Pirna zuſammenziehen, wo daſſelbe ein befeſtigtes Lager bezog. — Aber was waren 17,000 Mann gegen Friedrich den Großen? — In ſeiner Hand wären ſie furchtbar genug geweſen, aber gegen ihn — waren ſie nichts. — Er ließ das Lager der Sachſen einſchließen, was zur Folge hatte, daß die Truppen großen Mangel an Lebensmitteln leiden mußten. Sie harrten aber ſtandhaft aus, und hofften auf öſterreichiſche Hülfe.

Dieſe blieb auch nicht aus. Der Feldmarſchall Brown rückte mit einer ſtarken Armee heran, um das ſächſiſche Heer zu befreien. Friedrich der Große zog ihm mit einem Theile ſeiner Armee entgegen, und es kam bei dem Städtchen Lowoſitz in Böhmen zu einer Schlacht.

Digitized by Google

Bisher hatte Karl noch keinem Gefechte beigewohnt, aber jetzt lernte er den Krieg kennen. — Sein Bataillon stand auf einer Anhöhe, die von den Oesterreichern angegriffen wurde. — Die Preußen wehrten sich wie Löwen, und als sie ihre Patronen verschossen hatten, schlugen sie mit den Kolben drein und trieben die Oesterreicher auf Lowositz und dann durch die Stadt zurück; — die Schlacht wurde hierdurch zum Vortheil der Preußen entschieden.

Als das Bataillon die Feinde verfolgte, galoppirte der König heran. Sein Auge traf zufällig den Grenadier Karl Schmidt, der, erhitzt und eifrig, einer der ersten Verfolgenden war. Der König lächelte, nickte ihm zu und ritt vorüber.

„Ich habe da eben einen Grenadier gesehen," sagte er lebhaft zu dem ihn begleitenden General, „den ich vor einiger Zeit selbst angeworben habe, weil er in Verzweiflung wegen eines Mädchens war. Er schien damals ein Kopfhänger, aber Er sollte ihn heute gesehen haben, wie wüthend er hinter den Oesterreichern her war. Das wird ihn kuriren, ha, ha, ha!"

Aber hierin hatte der König Unrecht. Als die Aufregung der Schlacht vorüber war, der Karl unbeschädigt entging, dachte er zuerst an seine Mutter und an Kunigunden; er hätte wohl wissen mögen, was sie sagen würden, wenn sie von der Schlacht hörten.

Inzwischen hatte er nicht viel Zeit übrig, seinen Gedanken nachzuhängen, denn der König kehrte nach Dresden zurück und die Garde folgte ihm dahin.

Nach kurzer Zeit mußten sich die Sachsen ergeben. Sie waren noch 14,000 Mann stark, wurden sämmtlich gefangen genommen und zu preußischen Soldaten gemacht, liefen demnächst aber bei Gelegenheit so schnell als möglich davon.

Der Kurfürst von Sachsen bat den König, ihm doch wenigstens seine Garde frei zu lassen, aber Friedrich ant-

Digitized by Google

wortete ihm, daß die Garde mit den übrigen Truppen gleiches Schicksal haben müsse, weil er sich nicht die Mühe geben wolle, sie zum zweitenmale gefangen zu nehmen.

Damit war der diesjährige Feldzug beendet und die Winterquartiere wurden bezogen. Der König blieb in Dresden, wo die Einwohner mit den Preußen, also auch mit Friedrichs Gardisten, im besten Einverständnisse lebten. — Es wurden Schauspiele, Konzerte, Bälle und Maskeraden gegeben, die vom Adel und Bürger sowie von den Damen Dresdens fleißig besucht wurden. Der König gab fast täglich Konzerte, wobei er selbst die Flöte blies.

Aber demohngeachtet wurde zur Eröffnung des nächsten Feldzuges mächtig gerüstet, und da seine Gegner den König fürchteten, so wollte man versuchen, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen.

Woher dieser Plan eigentlich rührte, ist nicht bekannt geworden; — nur so viel ist gewiß, daß ein Kammerlakei, dem der König sehr gewogen war, den Versuch machte, Friedrich aus der Welt zu schaffen.

Der Grenadier Karl Schmidt hatte den Wachtposten vor den Zimmern des Königs bezogen. Es war bitter kalt, da man sich im Winter befand; und da die preußischen Soldaten damals keine Mäntel hatten, um sich zu erwärmen, sondern auf ihre dünnen und kurzen Montirungsröcke beschränkt waren, so lief der Grenadier hastig auf und ab, um sein Blut in Umlauf zu bringen.

Es war aber auf dem Korridor ein kleines Fenster, durch welches man in die Zimmer des Königs sehen konnte. Man hatte dasselbe nicht, wie es mit den Glasfenstern in Stubenthüren zu geschehen pflegt, von innen verhängt, weil es ziemlich hoch angebracht war und ein Mensch von gewöhnlicher Größe nicht hinauf reichen konnte.

Karl war sehr groß und wenn er sich auf die Zehen



Digitized by Google

erhob, konnte er durch das Fenster in das Zimmer sehen, was ihm übrigens in der ersten Zeit, wo er auf Posten stand, noch gar nicht eingefallen war, obschon er das Fenster bei seinem Hin- und Herlaufen wohl bemerkt hatte.

Der König war ausgeritten. — Der Grenadier wußte das und es fiel ihm daher auf, daß ein Kammerlakai, den Karl dem Ansehen nach kannte, die Zimmer des Königs betrat. Es schien dem Grenadier überhaupt, als ob der Lakai ein verdächtiges Aussehen habe; — sonst sah er im Gesicht roth, heute dagegen sehr bleich aus, und er ging leise mit niedergeschlagenen Augen bei der Schildwache vorüber.

„Der sieht aus, als ob er ein böses Gewissen habe," dachte Karl — „ich will doch sehen, was er da drinnen macht!"

Er trat leise an das Fenster, erhob sich auf die Zehen und sah in das Zimmer.

Der Lakai war am Tische beschäftiget, auf dem, über einem Wärm-Apparate, eine große Tasse stand. Von dieser Tasse nahm der Lakai den Deckel ab, holte aus der Westentasche ein kleines Fläschchen und goß aus derselben einige Tropfen in die Tasse. Dann nahm er den Theelöffel, der daneben lag, und rührte damit die Flüssigkeit, welche sich in der Tasse befand mehreremale um, steckte sodann das Fläschchen wieder in die Westentasche und legte den Löffel auf den Tisch, nachdem er ihn zuvor sorgfältig abgewischt hatte.

Während der kurzen Zeit, die dies Geschäft des Lakaien in Anspruch nahm, gingen tausend Gedanken durch Karls Kopf.

Was war das? dachte er. — „Ich habe in alten Ritter- und Mönchsgeschichten gelesen, daß man es so macht, wenn man Jemand vergiften will! Aber ich bin wohl närrisch. Dieser treue Lakai des Königs — und doch — er sah verdächtig aus. — Mein Gott, was mache ich?"

Digitized by Google

In diesem Augenblicke hörte er am anderen Ende des Korridors Jemand kommen.

Er sah sich um — es war der König.

Der Grenadier sprang auf seinen Platz und präsentirte das Gewehr.

Der König sah ihn aufmerksam an, als ob er etwas Besonderes an ihm bemerkte, ging aber vorüber und öffnete die Stubenthür. Dann stand er still, drehete sich um, und sein Adlerblick traf nochmals den Grenadier, der wie eine Statue da stand, dem aber das Herz in der Brust laut und schnell klopfte.

Dann trat der König ein und schloß die Thür.

Der Lakai war noch im Zimmer.

„Was soll ich thun, was soll ich thun?" dachte Karl. — „Der König trinkt vielleicht sogleich und wenn es Gift ist — Jesus — Jesus — ich darf meinen Posten nicht verlassen — und doch — ich muß es wagen — mag mich immerhin die Strafe hart treffen, ich kann nicht anders."

Er schritt entschlossen vor, öffnete die Thür und trat, das Gewehr auf der Schulter, mit zwei Schritten in die Stube, stampfte vorgeschriebenermaßen, als er Halt machte, fest mit dem rechten Fuße bei, daß das Zimmer erdröhnte und der Kalk von der Decke fiel und blieb regungslos stehen.

Der König stand am Tische und der Lakai seitwärts. Karl glaubte zu bemerken, daß der letztere zittere, und das gab ihm wieder einigen Muth.

Als der Grenadier eintrat, wendete sich der König langsam und gelassen um, und setzte die bereits ergriffene Tasse leise wieder auf den Tisch.

Eine finstere Wolke zog über seine Stirn, als er den Grenadier erkannte.

„Was soll das heißen — Er verläßt Seinen Posten?"



Digitized by Google

ſagte er mit ſtrenger Stimme. — „Weiß Er nicht, daß Todesſtrafe darauf ſteht?“

Karl ſtand ſtumm und regungslos, ſah aber den Lakaien feſt an. Sein Geſicht war leichenblaß.

Der König bemerkte dieſen Blick und fixirte den Lakaien ebenfalls. Er hatte es dem Letzteren ſchon angeſehen, daß etwas nicht ganz in der Ordnung ſei, als er deſſen Zittern bemerkte, und wandte ſich zuerſt an den Grenadier.

„Gewehr bei'm Fuß!“ kommandirte er mit lauter Stimme.

Karl machte die vorgeſchriebenen Griffe und ſtieß mit dem Gewehrkolben auf den Fußboden, daß die Fenſter zitterten.

„Sprich!“ ſagte der König.

„Ew. Majeſtät, der Lakai dort hat etwas in Ihre Taſſe gegoſſen!“

„Nun ja, das iſt in der Ordnung! Ich werde es ſogleich trinken.“

„Nein, das iſt nicht in der Ordnung und ob Ew. Majeſtät es trinken werden, weiß ich nicht; — er hat etwas hineingegoſſen, als die Taſſe ſchon voll war!“

„Was hat er hinein gegoſſen?“

„Ich weiß es nicht!“

„Wo hat er es hergenommen?“

„Aus einem kleinen Fläſchchen, das er in der Weſtentaſche hat.“

Des Königs Blick traf den Lakaien tödtlich. Letzterer ſtürzte bleich, wie ein Todter, zu den Füßen des Königs und rief, indem er die Kniee ſeines Herrn umſchlang:

„Gnade, Gnade!“

Der König ſagte nichts, als ein langgezogenes: „Du?“

„Gnade!“ ſchluchzte der Lakai.

„Komm her!“ ſagte der König zu dem Grenadier, „nimm

Digitized by Google

den Menſchen fort, damit er mich nicht weiter anrühre und gieb mir das Fläſchchen aus ſeiner Weſtentaſche."

Der Grenadier befolgte dieſen Befehl und reichte dem Könige das gefundene Fläſchchen hin, der es aufmerkſam betrachtete und dann auf den Tiſch ſtellte.

In dieſem Augenblicke wurden einige Generale angemeldet, der König nickte und ſie traten ein.

„Geh auf Deinen Poſten zurück, mein Sohn," ſagte der König gnädig zu Karl — „Du haſt Deine Sache gut gemacht, ich will nachher noch mit Dir ſprechen. Merke es Dir aber, fuhr er fort, und Zornesblitze ſchoſſen aus ſeinen Augen — ſo wie ein Menſch erfährt, was hier vorgegangen iſt, biſt Du verloren!"

Er nickte, und Karl ging wieder auf ſeinen Poſten, von dem er den ganzen übrigen Theil des Tages nicht abgelöſt werden durfte.

Einige Stunden lang blieben die Generale bei dem Könige, der Lakai blieb ebenfalls dort und wurde muthmaßlich verhört.

Dann verließen die Generale in ſehr ernſter Stimmung, wie es ſchien, die Königlichen Zimmer.

Der Lakai wurde in ein Gemach gebracht und dort mit einer Wache, aus einem Unteroffizier und einen Mann beſtehend, eingeſchloſſen. Niemand von der Wache durfte mit dem Gefangenen ſprechen.

Am anderen Tage ward Letzterer, mit ſchweren Feſſeln belaſtet, nach der Feſtung Spandau gebracht. Er erhielt auf der Citadelle einen beſonderen Kerker für ſich ganz allein.

Niemand durfte zu ihm gelaſſen werden, Niemand von den Feſtungs-Beamten oder Wärtern durfte mit ihm reden.

Selbſt als der Gefangene krank wurde, erlaubte der König nicht, daß ein Arzt zu ihm gelaſſen werden durfte.

Digitized by Google

Von solcher Wichtigkeit erschien es dem Könige, das Geheimniß zu bewahren.

Der Gefangene endigte in kurzer Zeit sein Leben.

Als der Missethäter nach Spandau abgeführt war, ließ der König den Grenadier Schmidt zu sich bescheiden.

Letzterer trat in Parade-Uniform in das Zimmer des Königs, und blieb dienstmäßig an der Thür stehen.

Der König stand mitten in der Stube und wandte bei dem Eintrit des Grenadiers den Kopf nach der Thür. Er sah den Eintretenden mit hellen Augen an.

Friedrich war in voller Uniform.

Er hatte einen blauen Rock mit scharlachrothem, umgelegten Kragen an. Seine Weste war hellgelb, mit langen Schößen, in denen Taschen waren, die weit aufstanden. Bald aus der einen, bald aus der anderen dieser Taschen holte der König eine goldene Tabatiere hervor und schnupfte.

Die Beinkleider waren von schwarzem Sammet und reichten nur bis über die Kniee.

Von da ab waren die Beine mit Stiefeln bekleidet, die nicht einmal schwarz, viel weniger gewichst waren.

Unter dem Uniforms-Rock, jedoch über der langschößigen Weste, trug der König eine silberne Schärpe, deren Quasten an der Seite kurz herab hingen.

Auf der linken Brust erglänzte der silberne Stern des schwarzen Adlerordens.

Der König hatte den Degen an der Seite und den Krückstock, ohne den er selten ging oder ritt, in der Hand.

Auf dem Kopfe trug er einen großen Hut, der etwas schief saß.

Der Blick, den der König auf den Grenadier warf, als dieser eintrat, drang Letzterem bis in das Herz und rief eine helle Röthe auf seinen Wangen hervor.

Digitized by Google

Wahrscheinlich nahm der König dies für ein Zeichen des bösen Gewissens, denn sein Angesicht verfinsterte sich.

„Hast Du geplaudert? fragte er scharf."

„Nein, Ew. Majestät!"

„Ich wollte es Dir auch nicht rathen und warne Dich! — Wer es auch sein mag, der Dich über die bewußte Sache zum Sprechen bringen will, und wäre es einer meiner Brüder — Du weißt nichts — gar nichts — merke es Dir. — Ueberhaupt mußt Du die ganze Affaire niemals erwähnen, auch gegen mich nicht, verstehst Du wohl? Also auch wenn ich Dich frage, darfst Du nichts von der Sache wissen, sondern sie muß gänzlich vergessen sein."

„Ew. Majestät, ich habe sie schon vergessen!"

„Gut! verstehe mich aber auch recht — Du selbst darfst Dich ihrer erinnern; Du aber für Dich nur ganz allein, ohne Deine Erinnerung Jemand merken zu lassen. — Und damit Du das thun kannst, und die Sache nicht leicht behandelst, so hast Du hier ein Andenken daran."

Der König nahm eine schöne goldene Uhr vom Tische und reichte dieselbe dem Grenadier.

„Siehst Du wohl" sagte der König — „Deine Kameraden und Deine Unteroffiziere, vielleicht auch Dein Kapitain, werden Dich fragen, wo Du diese Uhr her hast? Was würdest Du in einem solchen Falle antworten?"

Der Grenadier dachte eine kleine Weile nach, was er hierauf wohl sagen solle. Er wollte seine Antwort gern so einrichten, daß sie der Absicht des Königs entspräche; — da er letztere aber nicht kannte, so war sein Nachdenken vergeblich und er wurde um so verlegener, als der König sein scharfes Auge auf ihn gerichtet hielt.

„Nun?" sagte der König.

Der Grenadier sah ein, daß er nicht länger schweigen

Digitized by Google

dürfe. — Er faßte ſich daher, ſo gut es ging und indem er den Blick des Königs muthig erwiderte, antwortete er:

„Meinen Kameraden würde ich ſagen: Das geht euch nichts an; — und meinen Vorgeſetzten: Der König hat mir die Uhr geſchenkt.“

„Gut!“ ſagte der König. — „Aber ſie werden wiſſen wollen, weshalb ich Dir die Uhr geſchenkt habe?“

„Das werden ſie gewiß!“ ſagte der Grenadier. — „Aber ich werde ihnen ſagen, ich wiſſe das nicht, und ſie müßten deshalb Sr. Majeſtät ſelber fragen.“

„Sie werden ſich hüten!“ ſagte Friedrich trocken. — „Aber ſprich nur ſo wie Du ſagſt, es iſt ganz recht ſo, und ich ſehe ſchon, daß ich mich auf Dich werde verlaſſen können, anſonſten wir uns auch leichtlich ſehr verzürnen dürften. — Gehe jetzt, mein Sohn und ſchweige. Halte Dich gut, dann werde ich ſtets Dein gnädiger König ſein.“

Der Grenadier machte Kehrt und marſchirte mit ſeiner goldenen Uhr ab.

Damit war dieſe Sache abgemacht und äußerlich vergeſſen.

Karl Schmidt ſprach nie darüber, ſo viel er auch mit Fragen beſtürmt wurde.

Da dies dem Könige, der ihn wahrſcheinlich beobachten ließ, nicht verborgen blieb, ſo fing Friedrich an, den Grenadier als einen Soldaten zu betrachten, auf den er ſich im Nothfall verlaſſen könne.

„Ich könnte etwas aus ihm machen,“ dachte der König bei ſich — aber ich muß zuvor wiſſen, ob er auch Glück hat, oder ob er dennoch ein Pechvogel iſt. — Wir werden ſehen. — Es ſcheint mir, als ob das Schickſal es gut mit ihm meine — und bei Lowoſitz iſt er auch nicht verwundet worden, obgleich er immer voran war. — Nun wohl, bei der nächſten Gelegenheit wollen wir eine Probe machen.“

Digitized by Google

Er wollte jedoch den Grenadier auch noch auf eine andere Weise prüfen, und fragte zu dem Ende längere Zeit nachher, als er auf dem Marsche bei dem Bataillon vorbeiritt, und eben Karl Schmidt neben ihm her marschirte:

„Grenadier, um welche Zeit ist es?"

Karl Schmidt zog seine goldene Uhr hervor, und gab Bescheid.

Die Uhr hatte der König nur sehen wollen. Er nickte freundlich und ritt weiter.

Als endlich der Winter vorüber war, fiel Friedrich der Große Ende April mit fünf Armee-Korps in Böhmen ein und marschirte nach der Hauptstadt Prag.

Hier war am 6. Mai die ganze Armee in einer Stärke von hunderttausend Mann versammelt.

Das österreichische Heer war auf Bergen verschanzt, die nur durch sumpfige Wiesen zugänglich waren. — Hie und da befanden sich abgelassene Teiche, deren Boden voller Schlamm war. Jedoch war überall ein üppiger Graswuchs emporgeschossen, so daß die eigentliche Beschaffenheit des Bodens nicht leicht erkannt werden konnte.

Nur einige ganz schmale Dämme liefen durch diese Sümpfe gegen den Feind hin, und da auf diesen Dämmen nur einzelne Soldaten hintereinander gehen konnten, so glaubten die Oesterreicher gegen den Angriff der Preußen vollkommen gesichert zu sein.

Der König von Preußen recognoscirte die feindliche Stellung, und als er aufmerksam das Terrain durch ein kleines Fernrohr betrachtet hatte, sagte er zu den Generalen, die ihn begleiteten:

„Messieurs, über diese schmalen Dämme bringen wir die Armee nicht an den Feind. Wir müssen einen anderen Weg ausfindig machen, und ich sehe einen solchen, wie ich glaube!"

Digitized by Google

Die Generale sahen sich verwundert an und schüttelten die Köpfe.

Aber der König blickte suchend umher.

Das Bataillon Garde stand in der Nähe und war in Kolonne aufmarschirt.

Der König wendete sein Pferd und während die Generale erwartungsvoll, was geschehen werde, auf ihren Pferden saßen, galoppirte er zu jenem Bataillon.

„Nun werden wir sehen!" sagte er zu sich selbst."

Der Oberst, welcher das Bataillon Garde kommandirte, hielt mit gezogenem Degen zu Pferde, vor der Fronte und zog seinen dreieckigen Hut, als der König heransprengte.

„Lasse Er den Grenadier Schmidt von der Leib-Kompagnie vortreten!" befahl der König und hielt sein Pferd an.

„Grenadier Schmidt!" rief der Oberst mit barscher Stimme.

Bald stand der Grenadier mit dem Gewehr auf der Schulter vor dem Könige.

Friedrich sah ihn scharf an.

„Folge mir!" sagte der König, nachdem der Grenadier diesen Blick ausgehalten hatte, ohne zu zucken.

Er folgte dem Könige bis auf die kleine Anhöhe, wo die Generale noch hielten.

„Komm her!" sagte der König. „Siehst Du wohl da vor uns diesen Grund und bemerkst Du jene breite Stelle, die sich jenseits an die Anhöhen hinzieht, und auf der das Gras niedriger gewachsen ist, als dort und dort?"

Friedrich zeigte mit seinem Krückstock nach den verschiedenen Stellen, die er dem Grenadier bezeichnen wollte.

„Ich sehe das alles sehr gut!" sagte Karl,

„Nun wohl! Es kommt mir darauf an, zu erfahren, ob dieser Strich, den ich Dir gezeigt habe, für Infanterie praktikabel ist. Du sollst ihn daher untersuchen und mir

Digitized by Google

darüber Bescheid sagen. Ich denke, Du gehst nicht zu den Oesterreichern, denen Du freilich sehr nahe kommen wirst; denn Du mußt bis dahin gehen, wo sich der Boden wieder anfängt zu heben und der Sumpf aufhört. Und siehst Du, sie werden auf Dich schießen, aber daran darfst Du Dich nicht kehren, sondern Du mußt Alles gehörig untersuchen, bevor Du umkehrst, und hierher zurückkommst.

„Ja, wenn ich nicht erschossen werde!"

„Ah bah! Du fürchtest Dich?"

„Nein!"

„Du willst also?"

„Ew. Majestät haben befohlen!"

„Nein, ich will nicht befehlen. Ich dachte, Du würdest freiwillig gehen?"

„Ich gehe freiwillig!"

„So geh'!"

Der Grenadier ging und der König wandte sich wieder zu den Generalen.

„Wir werden binnen kurzer Zeit wissen, wo wir angreifen!" sagt er.

Die Generale hatten das Gespräch des Königs mit dem Grenadier ruhig angehört und sahen dem Letzteren nunmehr gespannt nach.

Bald hatte dieser die sumpfige Wiese erreicht, und ging noch ziemlich schnell vorwärts.

Aber jetzt wurden seine Bewegungen langsamer, und man sah, daß er auf weichen Boden gerathen war, auf dem seine Füße einsanken. Jedoch schritt er noch ohne große Mühe weiter.

Nicht lange währte es, und er war mitten in dem Grunde. Da der König ihm mit dem bloßen Auge nicht mehr folgen konnte, so ließ er sich von einem Pagen, der

Digitized by Google

in ſeinem Gefolge war, ein kleines Fernrohr reichen und ſah durch daſſelbe dem Grenadier nach.

Aber die Oeſterreicher ſahen ihn auch und wußten nicht, was das bedeuten ſollte.

Bald fielen von den äußerſten Vorpoſten einige Schüſſe auf den Grenadier, die aber nicht trafen. — Er marſchirte immer vorwärts.

„Laßt doch halter das Schießen unterwegs“ ſagte der die Vorpoſten kommandirende öſterreichiſche Offizier zu ſeinen Leuten. „Sehr'r nicht, daß 's a Deſerteur is?“

Das Schießen hörte auf.

„Na, wenn der wiederkommt — — —“ ſagte einer der preußiſchen Generale mit halbleiſer Stimme zu einem Andern — — —

„Er kommt wieder, Messieurs!“ fiel der König ein, der dieſe Bemerkung doch gehört hatte — „er kommt wieder. — Der hat Glück, wie ich ſehe. — Uebrigens, ſollte er nicht wiederkommen — ich weiß jetzt, was ich wiſſen wollte. Sehen Sie, er hat den größten Theil des Weges hinter ſich, und der Boden, wo er jetzt iſt, fängt an zu ſteigen. Ich dachte es mir wohl, daß auf der Breite, wo das Gras nicht ſo hoch gewachſen iſt, als dort rechts und links, der Boden feſter ſein werde. Denn wäre es Sumpf, ſo würde das Gras eben ſo hoch ſein, als auf den anderen Stellen. — Die Oeſterreicher ſchießen ſchon nicht mehr auf meinen Boten; — ah! er kommt ihnen zu nahe, wahrſcheinlich glauben ſie, er ſei ein Deſerteur! — — Jetzt kehrt er um — nun werden wir ſehen!“

Der Grenadier, welcher den öſterreichiſchen Vorpoſten ziemlich nahe gekommen war, fühlte jetzt feſten, trockenen Raſen unter ſeinen Füßen.

Die preußiſchen Generale ſahen mit Erſtaunen, daß

Digitized by Google

der Grenadier umkehrte und im Trabe zurückeilte, woher er gekommen war.

Der österreichische Vorpostenkommandant sah aber auch, daß er sich geirrt hatte, als er ihn für einen Deserteur hielt, und nun wurde von allen Seiten auf ihn gefeuert.

„Da! ich dachte es doch" sagte Friedrich lachend, „jetzt bricht ein wahres Kriegsfeuer gegen ihn los — sie sehen, daß er kein Deserteur ist. — Ha, ha! Sogar Kanonenschüsse gegen einen einzelnen Mann! Aber aus dem Flintenfeuer ist er heraus und es müßte sonderbar zugehen, wenn ihn eine Kanonenkugel träfe. — Habe ich es nicht gesagt, daß er wiederkehrt?"

In der That traf den Grenadier keine Kugel.

Er kam näher und näher und bald stand er wieder vor dem Könige.

„Nun, es geht also?" fragte der König.

„Sehr gut! Man sinkt zwar etwas ein, doch ist unten fester Boden."

„Hast Du sonst etwas bemerkt?"

„Rechts und links, wo das Schilfgras steht, ist tiefer Sumpf und da drüben starrt Alles von Kanonen."

„Ja, ja, ich sehe es. Hätten sie diese Kanonen sämmtlich auf Dich abgefeuert, so ständest Du nicht hier. — Geh' nur wieder zu Deinem Bataillon!"

Das that der Grenadier und als er sich bei seinem Obersten meldete, fragte dieser:

„Was sagt der König?"

„Er sagt, man müsse da unten nicht in den Sumpf gerathen."

„Er will also angreifen?"

„Ich glaube es wohl; gesagt hat er es nicht!"

„Gut, bleibe an der Spitze; wenn wir durch den Grund marschiren, sollst Du uns den Weg zeigen."

Digitized by Google

Der Grenadier ging auf den ihm angewiesenen Platz.

Die Schlacht bei Prag wurde geschlagen.

Der König ließ seine Armee vorrücken, die theils durch die sumpfige Niederung, theils aber auf den schmalen Dämmen, gegen die Oesterreicher marschirte.

Dies geschah unter dem heftigsten feindlichen Geschützfeuer und die Preußen erlitten große Verluste.

Selbst der Feldmarschall Schwerin blieb auf dem Platze, als er eine Fahne ergriffen hatte, um sein Regiment in's Kartätschenfeuer zu führen.

Aber nichts konnte die tapferen Preußen zurückhalten; sie kamen doch heran und sprengten zuletzt die feindliche Armee auseinander.

Die größere Hälfte derselben warf sich in die Stadt Prag, die andere Hälfte wurde feldflüchtig und eilte der, einige Meilen davon stehenden Armee des Generals Daun zu, mit welcher sie sich vereinigte.

Der Grenadier Schmidt war in der Schlacht unverwundet geblieben.

Am anderen Tage ritt der König in der Nähe des Bataillons Garde vorüber, welches in Linie aufmarschirt stand, um seinen Platz bei der Belagerungs-Armee einzunehmen.

Doch kam der König nicht so nahe, daß er die Gesichtszüge der einzelnen Leute hätte unterscheiden können.

Er schien das Bataillon auch gar nicht zu beachten. Als er aber zufällig einen Blick dahin warf, wo das Bataillon stand, schien ihm etwas einzufallen, denn er hielt plötzlich sein Pferd an und sann nach; — dann aber setzte er es in Galopp und sprengte auf die Stelle zu, wo die Leib-Kompagnie stand, an deren Front er nur langsam hinaufritt, da er vom linken Flügel gekommen war.

Digitized by Google

Als er an den Grenadier Schmidt kam, hielt er seinen Schimmel an und lächelte.

„Du bist also glücklich davongekommen?“ sagte er gnädig.

Der Grenadier stand ernst, wie eine Statue, im Gliede und regte sich nicht.

Auch schien der König eine Antwort nicht erwartet zu haben; — er sah den Grenadier noch einmal freundlich an und ritt weiter.

---

Die Belagerung von Prag zog sich in die Länge und da inzwischen der österreichische General Daun mit seiner Armee heranrückte, um die Stadt zu entsetzen, so marschirte Friedrich der Große mit einem Theile der preußischen Armee, bei welcher sich auch das Bataillon Garde befand, den Oesterreichern entgegen.

Beide Armeen trafen bei Collin auf einander, und es erfolgte eine blutige Schlacht.

Der König wurde geschlagen, weil die von ihm getroffenen Anordnungen von einigen Generalen nicht genau befolgt wurden.

Fast das ganze Bataillon Garde fand in dieser Schlacht seinen Untergang.

Es befand sich nämlich bei der österreichischen Armee auch ein Dragoner-Regiment, welches aus denjenigen Sachsen errichtet worden war, die Friedrich der Große bei Pirna gefangen hatte, und die demnächst, als man sie unter preußische Regimenter steckte, wieder davon gelaufen waren.

Diese Sachsen hatten sich vorgenommen, keinem Preußen Pardon zu geben, und da sie gerade auf die preußische Garde trafen, als das Bataillon eben von dem österreichischen Kanonenfeuer hart mitgenommen und auseinander

Digitized by Google

gesprengt war, so hatten sie mit dem Niederhauen der einzelnen Grenadiere leichtes Spiel.

Noch stand aber hier und da ein Trupp der tapferen Grenadiere und vertheidigte sich. — Sie würden es noch besser gethan haben, wenn sie Patronen gehabt hätten, aber diese waren verschossen und sie hatten zu ihrer Vertheidigung nur das Bajonett und den Gewehrkolben.

Dennoch wollten sie nicht fliehen, gefangennehmen aber wollten sie sich auch nicht lassen; sie wollten siegen oder sterben und sahen dem Tode furchtlos in's Antlitz.

Diesesmal kam der Grenadier Schmidt nicht unverwundet davon.

Eine Kugel hatte ihm den Kopf gestreift und ihn niedergeworfen. — Er erholte sich jedoch bald wieder und erhob sich auf die Kniee.

In diesem Augenblick wurde ganz in seiner Nähe ein Häuflein Grenadiere von den Dragonern niedergesäbelt.

Immer noch auf den Knieen liegend, legte Karl Schmidt sein Gewehr an und schoß es auf die Dragoner ab.

Ein Offizier stürzte vom Pferde.

„Ergieb Dich!“ schrieen die Dragoner und umringten ihn mit geschwungenen Säbeln.

„Nein, nein, keinen Pardon!“ schrieen Andere und suchten heranzukommen. — Es entstand ein Gedränge und ein Dragoner hinderte immer den andern, dem Grenadier mit einem guten Hiebe beizukommen.

Karl Schmidt schwieg und biß inzwischen die letzte Patrone ab, die er noch besaß, steckte sie in den Lauf, ergriff den Ladestock und brachte die Patrone zu Boden.

Er sah seinen Tod vor Augen, wollte aber nicht ungerächt sterben.

Aber einer der Sachsen sprang vom Pferde und wollte dem Grenadier das Gewehr entreißen. Er hatte es zu

Digitized by Google

bereuen, denn augenblicklich fuhr ihm das Bajonett durch die Bruſt.

Dann erhob ſich Karl ſchnell und ſchlug mit dem Gewehrkolben wüthend um ſich.

Ein Dragoner hieb ihm mit dem Säbel über den Kopf. Der Hieb fiel glücklicherweiſe faſt flach, ſonſt wäre es um den Grenadier geſchehen geweſen.

Dennoch taumelte Karl und ſank wieder in die Kniee.

„Siehſt Du Hund! ſagte der Dragoner wüthend. Halbtodt biſt Du ſchon und ſollſt augenblicklich maſſakrirt werden. Zuvor mußt Du aber meinem Kurfürſten ein Vivat bringen. Als ſie mich unter die Preußen geſteckt hatten, mußte ich ihren König hoch leben laſſen, und wenn ich nicht wollte, prügelte mich der Corporal ſo lange, bis ich ſchrie: Vivat Fridericus! — Nun ſchreie Du auch: Vivat Auguſtus! — — oder — — —"

Der auf den Knieen liegende bleſſirte und erſchöpfte Grenadier ſtreckte die Hand nach einer Feldflaſche aus, die ein Dragoner an ſeiner Seite zu hängen hatte.

Man reichte ſie ihm.

Er wiſchte ſich das von Schweiß und Blut triefende Geſicht ab, that einen tiefen Zug und rief mit lauter Stimme: Vivat mein König, Friedrich der Große!"

Da erhoben ſich zwanzig blanke Säbel über ſeinem Haupte und ſein letzter Augenblick ſchien gekommen zu ſein.

In ihrer Wuth hatten aber die Dragoner die Annäherung preußiſcher Kavallerie nicht gehört.

Eine Huſaren-Schwadron kam in dieſem Augenblick wie eine Windsbraut daher gefegt, ritt Alles über den Haufen und hieb die Dragoner nieder.

Karl Schmidt wurde natürlich mit niedergeritten, nahm aber keinen Schaden, und war gerettet.

Er erhob ſich wieder, holte einen tiefen Athemzug, be-



Digitized by Google

fühlte seine Glieder und versuchte zu gehen, was ihm auch gelang, wenn er sein treues Gewehr als Stütze gebrauchte.

Er sah sich um, und vermuthete daß die Schlacht verloren sei. Seine Wunden schmerzten ihn, wenngleich sie nur leicht waren.

In der Ferne hörte er preußische Feldmusik und setzte sich nach dieser Richtung in Bewegung, so schnell er konnte; er erreichte auch bald preußische Infanterie.

Da die Oesterreicher nicht wagten, den König, dessen Angriff sie abgeschlagen hatten, zu verfolgen, so wurde der Rückzug eben nicht sehr beeilt. Der König sammelte zuvor die Reste der Armee und zog dann nach Prag ab.

Von der Garde waren nur 250 Mann übrig geblieben, denen der Grenadier Schmidt sich anschloß.

Am Tage nach der Schlacht saß der König in einem Dorfe, durch welches die Landstraße führte, auf einer umgestürzten Brunnenröhre, und sah seine Truppen vorübermarschiren, während er mit seinem Stocke Figuren in den Sand zeichnete.

Als die Reste des Garde-Bataillons bei ihm vorbeizogen, sah er mit tiefgebeugtem Herzen die kleine Zahl seines auserlesensten und schönsten Korps defiliren.

Alle Soldaten dieser auserlesenen Schaar waren ihm persönlich bekannt, da er sie oft selbst ererzirte.

Er wußte ihre Namen, ihr Alter, ihr Vaterland und kannte ihre Schicksale.

Viele davon hatte er mit seiner Zuneigung beglückt und sich vorgenommen, sie zu versorgen.

Fast alle diese Bekannten, die täglichen Gegenstände seines Anblicks und seiner huldreichen Gespräche — sie waren dahin!

In wenigen Stunden hatte sie der Todesengel gewürgt.

Digitized by Google

Sie hatten, wie Helden, für ihn gefochten, sie waren für ihn gestorben!

Friedrichs Augen wurden naß, als diese Gedanken ihn durchwogten.

Aber da erblickte er zufällig einen Grenadier, der mit verbundenem Kopfe, so daß sein Gesicht nicht deutlich zu sehen war, rüstig und munter dahinschritt, und trotz seiner Verwundung nicht allein sein Gewehr, sondern auch Tornister und Brodbeutel trug.

„Mich sollte es nicht wundern," sagte Friedrich zu sich selbst — „wenn das mein Rekrut wäre. Ich kann sein Gesicht nicht sehen, aber dem Gange nach ist er es. Ja, ja, den trifft die Todeskugel nicht — er hat Glück, da muß man nachhelfen."

Es war wirklich Karl Schmidt, den der König sah. Er war verbunden worden, und eine Nacht der Ruhe hatte den jungen kräftigen Mann vollständig wieder hergestellt.

Die kleine Kolonne war fast bei dem Könige vorüber, als dieser rief:

„Grenadier Schmidt!"

Karl schaute sich um, und nun sah der König erst, daß er es wirklich war.

Ein glückliches Lächeln flog über seine finsteren Züge, wie ein plötzlicher Sonnenstrahl beim Sturm über die Erde.

„Komm her!" sagte er, und winkte dem Grenadier, indem er zugleich aufstand, und dem Kommandeur des Bataillons ein Zeichen gab, worauf dieser: „Halt!" kommandirte und näher herangeritten kam, jedoch in einiger Entfernung hielt.

Die Grenadiere des Garde-Bataillons traten inzwischen auseinander, und lagerten oder setzten sich in den Schatten der umherstehenden Bäume und Gebäude, theils auf Rasenflecke, theils auf umherliegende Balken und Bretter, wie es sich



Digitized by Google

fügte. Sie öffneten ihre Brodbeutel und aßen trockenes Brod. Aus ihren Feldflaschen tranken sie reines Wasser.

Viele, viele Tage mußten die Soldaten Friedrichs des Großen sich auf diese Weise ernähren; höchstens konnten sie sich eine warme Brodsuppe kochen. Dabei mußten sie fast täglich anstrengende Märsche machen und waren Tag und Nacht jeder Witterung ausgesetzt. — Von Mänteln für die Soldaten war damals keine Rede.

Es scheint, als hätten sich diese Soldaten besser für einen Feldzug in der Krim geeignet, als die Engländer und Franzosen. — Die Engländer in der Krim machten Ansprüche auf Comfort! — Oh — oh! Ein Soldat im Felde — — Comfort! Es werden Sophas mit zu Felde genommen werden müssen, worauf die Vorposten Schildwache sitzen können! Das wäre komfortabel!

Aber wir wollen zu unserem Grenadier zurückkehren, der vor Friedrich stand, und sich von dessen hellen Blicken mustern ließ.

„Du bist also Einer von denen, die glücklich davongekommen sind?" fragte der König.

„So ganz wohl nicht!" sagte der Grenadier und nahm seine Mütze ab, worauf der König den mit blutigen Löchern umbundenen kahlgeschorenen Kopf sah.

„Setze Deine Mütze auf," sagte der König — „es sieht gefährlicher aus, als es ist, denn Du marschirst ja, wie ein Gesunder. Ich freue mich darüber, daß Du nicht erschossen worden bist."

„Erschossen sind die wenigsten von uns, aber niedergehauen von den Dragonern wurden die meisten. Ich selbst erhielt einen Säbelhieb über den Kopf, als mich zuvor eine Kugel niedergeworfen hatte."

„Nun?"

„Er fiel glücklicherweise etwas flach. Dennoch hätten

Digitized by Google

mich die Dragoner vollends getödtet, wenn es nicht Einem eingefallen wäre, mich zu zwingen, des Kurfürsten Gesundheit zu trinken?"

„Wessen Gesundheit?"

„Des Kurfürsten von Sachsen!"

„Aha, und dann ließen sie Dich laufen!" sagte der König finster.

„Nein, sie ließen mich nicht laufen, auch trank ich die verlangte Gesundheit nicht!"

„Was thatest Du denn?"

„Ich trank Ew. Majestät, meines großen Königs, Gesundheit!"

„Thatest Du das wirklich? Ja, ich sehe es Dir an, Du sagst die Wahrheit!"

„Ich lüge nicht!"

„Wie entkamst Du denn aber? Waren sie so großmüthig — — —"

„O nein, das waren sie nicht. Sie waren so eifrig mit mir beschäftiget und schwenkten zwanzig Säbel über meinem Kopfe, daß sie die Annäherung unserer Husaren nicht hörten. Wir wurden Alle niedergeritten und die Dragoner getödtet."

„Nun also, Du warst gerettet."

Der König winkte dem Kommandeur des Garde-Bataillons.

„Ich ernenne den Grenadier Schmidt zum Corporal!" sagte er. — „Und hier hast Du ein Pflaster auf Deine Wunden —" fügte er hinzu, sich zu dem neuen Corporal wendend, indem er ihm einige Dukaten gab.

Karl nahm das Geld, machte Kehrt und ging zu seinem Bataillon zurück.

Der König war aber heiter geworden und sagte zu dem Bataillons-Kommandeur:

Digitized by Google

„Marſchire Er jetzt nur weiter und laſſe Er ſich den neuen Corporal beſonders anempfohlen ſein.“

Der Marſch wurde fortgeſetzt.

---

## Siebentes Kapitel.

Was ſich während dieſer Zeit in Potsdam ereignete.

Der Grenadier hatte, während er im Felde war, erſt einmal an ſeine Mutter nach Potsdam geſchrieben, aber auf dieſen Brief keine Antwort erhalten.

Jetzt hielt er es für ſeine Pflicht, abermals zu ſchreiben, um ſeine Mutter wegen ſeines Schickſals zu beruhigen. Er dachte, daß die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Collin recht bald nach Potsdam kommen würde, und da der Verluſt, den das Garde-Bataillon gehabt hatte, um ſo weniger geheim bleiben konnte, als ein großer Theil der Gardiſten in Potsdam verheirathet war, ſo konnte die Wittwe Schmidt wohl mit Recht fürchten, daß ihren Sohn ein gleiches Schickſal getroffen habe, wenn ſie keine Nachricht von ihm erhielt.

Er ſchrieb ſeiner Mutter daher, daß er in der Schlacht bei Collin zwar bleſſirt worden, jedoch ſchon wieder hergeſtellt ſei, ſowie, daß der König ihn zum Unteroffizier gemacht habe.

Die Mutter erhielt richtig dieſen Brief und weinte Freudenthränen, als derſelbe ihr vorgeleſen wurde.

Dann ging ſie umher zu allen Bekannten, zeigte den Brief überall und ließ ſich den Inhalt noch einmal und immer wieder vorleſen, bis ſie ihn auswendig wußte.

Es konnte nicht fehlen, daß auch Kunigunde, die ſchöne Brauerstochter, davon Kenntniß erhielt. Mehrere Freundinnen

Digitized by Google

brachten ihr diese Nachricht sofort, als sie solche selbst erfahren hatten. Freilich waren einige kleine Abänderungen damit vorgenommen worden, da nach Einigen Karl Schmidt einen Arm, nach Anderen ein Bein verloren hatte, und der König ihn bald zum Kapitain, bald zum General gemacht haben sollte.

Aber die Wahrheit stellte sich bald heraus.

Ein Hofkoch war mit dem Brauer, Kunigundens Vater, sehr befreundet und besuchte ihn öfter.

Beim Politisiren über die Schlacht bei Collin und bei den Klagen über den Verlust des Garde-Bataillons, woran jeder Potsdamer ein besonderes Interesse hatte, gedachte der Hofkoch auch des Briefes, den der Grenadier Karl Schmidt an seine Mutter geschrieben hatte. Letztere hatte den Brief mit nach der Hofküche gebracht und der Koch hatte ihn vorgelesen, kannte daher den Inhalt genau.

Gundchen horchte mit stockendem Athem, obwohl sie sich sehr gleichgültig anstellte.

„Wie ich Ihnen sage —" wiederholte der Herr Hofkoch — wie ich Ihnen sage. Der Grenadier Karl Schmidt ist in der Schlacht von Collin verwundet worden, aber nicht bedeutend, und hat irgend eine tapfere That verrichtet, denn Se. Majestät haben ihn nach der Schlacht zum Corporal avancirt. So ist es, und nicht anders."

„Das ist mir einerlei, sagte der Brauer. Freilich, wenn ihn der König selbst zum Corporal gemacht hat, so ist das eine große Ehre — aber was hat denn ein Corporal eigentlich? So gut wie gar nichts. Sehen Sie, lieber Herr Hofkoch, da hat dieser Corporal Schmidt, als er noch Webergeselle war, einstmals meine Tochter vom Ertrinken gerettet — diese Kunigunde, die dort auf dem Stuhle sitzt."

„Kunigunde sitze doch gerade!" sagte die Mutter.

Digitized by Google

„Nun glaubte er aber, fuhr der Brauer fort — daß er mit ihr ein Liebesverständniß anknüpfen könne, damit ich sie ihm zur Frau gebe. Hopsa! Ich will nicht fluchen, weil heute Donnerstag ist, aber daraus könnte doch nun und nimmermehr etwas werden. Belohnen wollte ich ihn freilich, so wie ein reicher Mann einen Armen belohnt — nämlich mit Geld; — aber glauben Sie, daß er etwas genommen hätte? Ja, prosit! — Seine Mutter war nun freilich vernünftiger und ich habe daher meine Schuld an sie bezahlt. Ich würde ihr vielleicht auch jetzt noch etwas geben, allein seitdem sie zur Hofdienerschaft gehört, braucht sie meine Hülfe nicht mehr. Sie grüßt mich sogar nicht einmal mehr, wenn sie mir begegnet. So ist das Volk, wenn es etwas hat, wird es gleich stolz darauf.

Der Hofkoch lächelte und faßte an seine eigene Nase.

„Nun, der Karl konnte nichts Besseres thun, als Soldat werden, fuhr der Brauer fort — denn der König braucht Soldaten und der Mensch war ja ein baumlanger Schlagetodt. Aber ich möchte wohl wissen, wie seine Mutter zu dem Dienste in der Hofküche gekommen ist?"

„Auf Sr. Majestät Allerhöchsteigenen Special-Befehl!" sagte der Koch wichtig. — „Die Frau sagt, daß der König es ihrem Sohne versprochen habe, für sie zu sorgen, falls er Soldat würde. Nun, was der König verspricht, das ist so gut, als geschehen. Und darauf können Sie sich verlassen, Freund, der Unteroffizier Schmidt bekommt einmal eine gute Anstellung, wenn er am Leben bleibt, denn Se. Majestät ist ihm sehr gewogen, was ich aus Allerhöchstem Munde selbst vernommen habe."

„So, aus Allerhöchstem Munde vernommen?" sagte der Brauer. — „Ich möchte auch einmal so etwas vernehmen! Hm, hm! Es ist aber noch lange hin, ehe der Krieg zu Ende ist, und Mancher kann bis dahin noch ins

Digitized by Google

Gras beißen. — Meine Gundel bekommt bis dahin wohl noch einen anderen Mann!"

„Das kann wohl sein, mein lieber Freund, und ist ganz und gar nicht meine Sache!" sagte der Hofkoch und empfahl sich.

Aber der Brauer hatte für seine Tochter wirklich schon einen Mann ausgesucht; — versteht sich, wie ein vernünftiger Vater stets thun sollte, einen Mann in seinen besten Jahren, das heißt, mit grauem Kopfe, aber einem guten Vermögen, seines Zeichens ein Bäcker.

Daß er von Gestalt etwas unförmlich, dick, und neben einem geraden, auch noch mit einem sehr schiefen Beine behaftet war, schadete ihm bei Betreibung seines Handwerks gar nicht, wie der Brauer sagte. Ob es ihm in den Augen seiner Tochter schade, das fiel ihm gar nicht ein.

Kunigunde schien Anfangs ganz der Meinung ihres Vaters zu sein. Vielleicht fürchtete sie den Zorn desselben, wenn sie den Bäcker nicht zum Manne nehmen wollte; oder der Bäcker hatte sie mit seinen Geschenken geblendet, die außerordentlich reich waren und nicht blos aus seidenen Kleidern und dergleichen, sondern auch aus goldenen Ringen, Ketten und anderen Kleinodien bestanden.

Aber nach dem Besuche des Hofkochs änderte sie plötzlich ihren Sinn.

Wie der Vater auch schalt und tobte, sie gab dem Bäcker seine Geschenke zurück, und wollte von einer Verheirathung mit ihm nichts mehr hören.

Sie weinte zwar bei den Mißhandlungen des Vaters, ließ aber Alles geduldig über sich ergehen und blieb fest bei ihrem: Nein!" ohne einen Grund anzugeben, weshalb sie ihren Entschluß geändert.

In der Stadt Potsdam wurden diese Verhältnisse bald

Digitized by Google

bekannt, und die Wittwe Schmidt war nicht die letzte, die davon Kenntniß erhielt.

„Na, sagte sie zu ihren Bekannten, da sieht man, daß die Kunigunde meinem Sohne doch getreu bleiben will, und das ist dem Brauer ganz recht, wenngleich mein Karl, nachdem er Corporal geworden ist, eine ganz andere Frau kriegen kann, und sich den Deikert noch um die Gundel kümmern wird. Aber nun will ich zu meinem Gevatter, dem Thorschreiber gehen, und ihm ein Stück Fleisch geben, damit er mir einen Brief an den Karl schreibt, denn der arme Junge muß doch wissen, was hier vorgeht, sonst grämt er sich am Ende gar."

Und sie that nach ihrem Vorsatze; der Thorschreiber schrieb ihr, nach vorheriger Berathung, binnen acht Tagen, nachstehenden Brief mit einer Besenstielfeder auf einen grauen Bogen Papier, so daß ein Halbblinder die dicke Schrift füglich auf eine Viertelmeile lesen konnte:

„Mein lieber Sohn!

Wenn Dich dieses mein weniges Schreiben noch bei guter Gesundheit antreffen thut, so bin ich auch noch gesund und wünsche Dir das Gegentheil.

Da ich nicht unterlassen kann an Dich zu schreiben.

Der Herr Hofkoch sagt, es ginge jetzt gegen die Franzosen, aber ich wüßte gar nicht, was die bei uns in der Christenheit wollen.

Unser König wird ihnen aber schon die Bataille abgewinnen, und Du mußt ihm getreulich helfen, als Corporal von die Garde. Die Franzosen sind doch keine Preußen und doch ist Alles eingal.

Die Leute sagen hier auch, die Panduren und die Franzosen fressen die kleinen Kinder auf. Gott behüt' die armen Würmerchens.

Aber nun sollen auch noch die Russen kommen, die

Kalmucken bei sich haben, und diese Kalmucken sind mit Ketten an einander geschlossen. Wenn es dann zur Bataille geht, werden ihnen die Ketten abgenommen, und nun laufen sie gegen die Feinde, bestreuen sie mit Pfeffer und Salz und fressen sie lebendig auf. Gott behüt', Gott behüt' — da thut mich ein Grausen ankommen.

Lieber Karl, nimm Dich vor den Kalmucken in Acht und laufe bei Zeiten davon, wenn Du sie kommen siehst. Seine Majestät der König werden sich auch wohl allergnädigst salviren, daher bleibe nur immer in seiner Nähe.

Ich hätte Dir gern eine gute Fleischsuppe geschickt, aber sie wollen es auf der Post nicht annehmen, obgleich ich den Topf mit einem Blechdeckel versehen hatte.

Nun höre an. Der reiche Brauer hat seine Tochter, die Kunigunde, verheirathen wollen, an den alten, dicken Bäcker Schröder mit dem krummen Fuß, aber wie Alles um und um gekommen ist, will sie ihn doch nicht nehmen.

Die Leute sagen, Du steckteſt ihr noch im Kopfe.

Ich dachte, als ich dies erfuhr: was beißt mich da? Denn das hilft jetzunder gar nichts mehr, weil Du Corporal bist, in den Krieg mit unserem ehrbaren König, und die Gundel ist hier und Du wirst Dir jetzund eine ganz andere Frau nehmen thun, magst Du der Gundel auch stecken, wo Du willst.

Ich scheuere alle Tage in der Hofküche auf und esse mich satt. Wenn der König zu Hause kommt, soll er sich schöne freuen, wenn er das blanke Küchengeschirr sieht. Schreibe mir bald wieder, wie es Dir geht, und ich verbleibe Deine getreue Mutter Sabine Schmidten bis in den Tod in Potsdam."

Diesen Brief trug sie eine ganze Woche lang mit sich herum, und ließ ihn sich überall vorlesen, wo sie nur Jemand fand, der ihr diesen Liebesdienst erweisen wollte und konnte.

Digitized by Google

„Das ist ein schöner Brief! sagte sie dann jedesmal, ich habe ihn dem Thorschreiber selbst dictirt und er hat nur, wie er sagt, in der Geographie einige Verbesserungen angebracht! und so leserlich ist er geschrieben, daß ich ihn fast lesen könnte, wenn ich schreiben gelernt hätte."

Es wurde ihr schwer, sich von dem Briefe zu trennen, doch gab sie denselben endlich einem Reitknecht mit, der von Potsdam aus in das Lager des Königs gesendet wurde. Er mußte versprechen, den Brief an den Unteroffizier selbst abzugeben.

„Nun kann ich ruhig abwarten, wie es kommt," sagte sie zu sich selbst „ich habe ihm Alles geschrieben, was er wissen muß. Wenn ich ihm nur erst seine Hochzeit ausrichten könnte."

---

## Achtes Kapitel.

Wie es dem Unteroffizier Schmidt bis zur Schlacht bei Roßbach weiter erging.

Nach der Schlacht bei Collin zog der König mit seiner Armee hin und her, bald hierhin und bald dorthin, wie es die Umstände erheischten. Jedoch mangelte es an aller Gelegenheit, die Scharte von Collin wieder auszuwetzen; im Gegentheil erlitten die preußischen Heere hin und wieder noch große Verluste und selbst die Haupt- und Residenzstadt Berlin wurde auf einige Tage von den Oesterreichern unter dem General Haddick heimgesucht, und mußte 200,000 Thlr. Kontribution bezahlen.

Inzwischen kam der Herbst heran und der König sah die Nothwendigkeit ein, einen entscheidenden Schlag zu thun, um seinen Waffen wieder Achtung zu verschaffen.

Digitized by Google

Die Franzoſen, welche ihm für den Augenblick am gefährlichſten waren und ſchon gegen Erfurt vorrückten, ſollten zuerſt ſeine Hand fühlen. Sie hatten ſich mit der Reichsarmee vereiniget und waren über 60,000 Mann ſtark.

Die Garde, bei welcher Karl Schmidt ſtand, war in Breslau, wo ſie von Neuem organiſirt wurde. Als der König aber Schleſien verließ, um gegen die Franzoſen und Reichsvölker zu marſchiren, ließ er auf dem Paradeplatze den Unteroffizier Schmidt zu ſich holen.

Dieſer hatte ſich von ſeinen Wunden und Strapazen vollſtändig erholt und ſtand in blühender Geſundheit, parademäßig angezogen, vor ſeinem Könige, der ihn mit Wohlgefallen betrachtete.

„Sieh, ſieh!“ ſagte der König — „Du haſt Dich ja recht herausgemuſtert, es ſind hier wohl gute Tage?“

„Ach ja, Ew. Majeſtät, aber — —“

„Nun, aber?“

„Aber ich wäre doch lieber im Felde. Wenn man das Kriegsleben erſt gewohnt iſt, ſo ekelt Einen das Garniſonleben an, es iſt gar zu langweilig.“

„Nun, meine Meinung wäre das eben nicht, ich wollte lieber in meiner Garniſon Potsdam leben! ſagte der König lächelnd. Aber wenigſtens iſt Dir das Garniſonleben gut bekommen, fuhr er fort. Jedoch, wenn Du ſo große Luſt zum Kriegsleben haſt — dazu könnte Rath werden. Kannſt Du reiten?“

„So viel kann ich wohl reiten, um mich auf dem Pferde zu erhalten, aber wie ein Kavalleriſt reiten muß, das kann ich nicht.“

„Das ſollſt Du auch nicht, wirſt es aber nebenbei ſchon lernen! antwortete der König. Ich will Dich mitnehmen, weil ich Dich vielleicht brauchen kann; aber wir werden weite Märſche haben und Du ſollſt nicht zu Fuß marſchiren,

Digitized by Google

damit Du nicht müde biſt, wenn ich Dich rufe. Willſt Du gern mit mir gehen?"

„O, Ew. Majeſtät — es iſt mein größtes Glück!"

„Na, na — es iſt jetzt nicht viel Glück bei mir zu holen; rechne nicht darauf."

„Doch, Ew. Majeſtät, es iſt nicht anders möglich!"

„Nun, wir wollen ſehen, was wir thun können. Melde Dich bei dem General von Seydlitz; — ich habe ſchon mit ihm geſprochen. Er wird Dich beritten machen, und mit ihm marſchirſt Du. Wir werden uns ſchon wieder treffen. Deine Garde-Montur kannſt Du behalten. Adieu!"

Als der Unteroffizier ſich bei dem General von Seydlitz meldete, nickte dieſer mit dem Kopfe, und ſah den Gardiſten wohlgefällig an.

„Ich ſoll Ihn beritten machen," ſagte er lachend — „aber ſehe Er einmal ſeine weißen Hoſen und Gamaſchen an — das geht ja gar nicht ſo."

„Der König ſagte, ich ſolle meine Montur behalten!" erwiderte Karl kleinlaut.

„Der Teufel, was machen wir denn? Ach ſo; wie hat der König geſagt? Er ſoll — — —"

„Ich ſoll meine Montur behalten."

„So, ſeine Montur? — Nun, das iſt der Rock mit den ſilbernen Litzen. — Meinetwegen behalte Er die. — Aber auf Seine langen Beine zieht Er ein Paar tüchtige Lederhoſen, Stiefel mit Sporen und — fort mit der Grenadiermütze. Dafür erhält Er einen Hut mit Federbuſch, wie ihn meine Küraſſiere tragen. So hat es der König gemeint, Er würde ja ſonſt lächerlich ausſehen!"

„Wie der Herr General befehlen!"

Der Unteroffizier wurde auf die angegebene Weiſe gekleidet, erhielt ein Pferd, und machte den Marſch der Armee bei der Kavallerie mit. Sie war nur 22,000 Mann ſtark

Digitized by Google

und rückte muthig den 60,000 Mann Franzoſen und Reichstruppen entgegen.

In der Gegend von Erfurt ſah Karl Schmidt den König zum Erſtenmale wieder.

Der König lachte, als er den Unteroffizier halb als Leibgardiſten und halb als Kavalleriſten gekleidet ſah, und winkte ihm, heranzukommen.

„Dich hat gewiß der Seydlitz ſo eingekleidet?“ fragte er.

„Ja, Ew. Majeſtät!“

„Gut, gut! der Teufel mag es Ihm anſehen, zu welcher Armee Er gehört. Da fällt mir ein, daß uns das hier vortrefflich zu Statten kommt. Dort drüben, einige Meilen weiter hin, ſind die Reichsvölker, die hundert verſchiedene Uniformen haben und ſich unter einander ſelbſt nicht kennen. Reite Er keck hin, und miſche er ſich unter die Kerls. Bringe Er mir Nachricht, wie ſtark ſie ſind, was ſie beabſichtigen und wohin ſie marſchiren. Sollte Er entdeckt werden, ſo gebe Er ſich für einen Deſerteur aus, ich erlaube es Ihm. Er wird ſchon wieder zu mir kommen, nicht wahr?“

„Gewiß Ew. Majeſtät!“

„Na, ſieht Er, zu einem ſolchen Streiche habe ich Ihn eigentlich mitgenommen, denn Er hat Glück. Mache Er ſeine Sachen gut!“

Damit war Karl entlaſſen.

Er gab dem General von Seydlitz Nachricht von dem Befehle des Königs.

Dieſer ſchüttelte zwar mit dem Kopfe, mußte aber doch zugeben, daß Schmidt vielleicht nützliche Nachrichten ſammeln könnte, und im Fall er entdeckt und gefangen würde, keine große Gefahr zu beſtehen habe, da er in Uniform ſei, mithin nicht als Spion behandelt werden dürfe, ſelbſt wenn

Digitized by Google

ſein Vorgeben, ein Deſerteur zu ſein, zurückgewieſen werden ſollte.

Der Unteroffizier machte ſich alſo zu ſeiner Expedition bereit.

Als er noch mit ſeinem Pferde beſchäftiget war, hörte er, daß Jemand nach ihm fragte.

Er ſah ſich um, und bemerkte einen königlichen Reitknecht mit einem Briefe in der Hand, der auf ihn zu kam.

Das war der Reitknecht, der Karl den Brief ſeiner Mutter brachte, und der ihn erſt jetzt hatte ermitteln können.

Karl las den Brief mit Lächeln, dann wieder mit Rührung. Er hatte in dem wilden Kriegesleben wenig mehr an ſeine Liebe gedacht, und wenn er es that, ohne alle Hoffnung einſtigen glücklichen Erfolges.

Auch jetzt, als er las, daß ſeine geliebte Kunigunde, um deretwillen er ſein Leben in die Schanze geſchlagen, ſeiner wohl noch liebend gedenken möge, ſah er in der Ferne kein Leuchtfeuer, ja nicht einmal einen Funken der Hoffnung — der Horizont blieb ſchwarz.

„Zu ſpät! ſeufzte er, zu ſpät! Ich ſehe ſie niemals wieder!“

Und er legte den Brief ſeiner Mutter zu ſeinen andern wenigen Papieren, zäumte ſein getreues Roß vollends auf, ſchwang ſich in den Sattel und begann ſeine gefahrvolle Reiſe.

---

Digitized by Google

## Neuntes Kapitel.

Eine Kundschaftergeschichte, eine Liebesgeschichte und ein Seydlitzer Ueberfall in Gotha.

Schon mehrere Tage trieb sich Karl Schmidt in seiner preußischen Zwitteruniform unter den Reichsvölkern umher, ohne daß es Jemand eingefallen wäre, Mißtrauen in ihn zu setzen, weil es so vielerlei Uniformen gab, daß man unmöglich wissen konnte, zu welchem Kontingent dieser oder Jener gehören möge.

Er zog alle mögliche Nachrichten über die Stärke und Bestimmung des französischen und des Reichsheeres ein, und beförderte solche auf geheimen Wegen an den General von Seydlitz, der sie dem Könige mittheilte und danach seine Pläne machte.

Der preußische Unteroffizier wagte sich sogar bis mitten in die französische Armee, ohne Verdacht zu erregen, schon deshalb, weil es Niemand einfiel, daß ein preußischer Soldat in seiner Uniform frei im Lager der Feinde sein könne.

So war die französische Armee bis in die Gegend von Gotha vorgerückt und man hatte sich vorgenommen, diese Stadt zu besetzen.

Karl Schmidt wußte das, und war daher etwas früher nach Gotha gegangen. Er hatte seine Absichten hierbei, die wir später kennen lernen werden.

In Gotha ließ er sich einquartiren, Niemand fragte nach seiner Legitimation.

Sein Quartier erhielt er bei einer hübschen jungen Wittwe, die sehr erstaunt schien, als ein bildschöner Soldat mit klirrenden Sporen ihr Haus betrat.

„Ich habe hier ein Quartierbillet!" sagte Karl, es wird doch wohl hier recht sein!"



Digitized by Google

Die junge Frau erröthete ſtark, als ſie das Billet nahm und antwortete zögernd:

„Ach ja — es iſt wohl ganz richtig — aber — man hätte doch Rückſicht nehmen ſollen; ich wohne ganz allein im Hauſe mit einer Dienſtmagd, und — und — —"

„Auf dem Billet ſteht Wittwe —" ſagte Karl — Ihr Ehemann muß alſo wohl geſtorben ſein, und da kann allerdings Niemand bei Ihnen wohnen. Indeſſen wird meine Gegenwart in den jetzigen Zeiten Ihnen eher vortheilhaft, als ſchädlich ſein. Ich werde ſo lange ich hier bleibe, Ihr Beſchützer ſein."

„Ich danke Ihnen —" erwiderte die ſchöne Frau, indem ſie es wagte, ihre blauen Augen auf die hohe Geſtalt des Soldaten zu richten, und ihn einen Augenblick freundlich anzuſehen — „aber Sie ſind ein Deutſcher, und man ſagt, die Franzoſen werden herkommen."

„Ich werde ſchon mit den Franzoſen fertig werden!" ſagte Karl lachend — und ſetzte ſich auf ein mit Leder überzogenes Kanapee. Er zog die junge Frau neben ſich nieder und drückte ihr die Hand.

Sie zog die Hand erſchrocken zurück, und Karl gerieth in Verlegenheit. Beide waren blutroth geworden.

„Zu welchen Truppen gehören Sie denn?" fragte die junge Frau nach einer Pauſe.

„Zur Reichs-Armee!"

„Zur Reichs-Armee! das glaube ich wohl, und ſetzte es voraus. Ich meine aber, welchem Fürſten Sie dienen?"

„Ah, welchem Fürſten ich diene! dem Kurfürſten von — — — hm!"

„Dem Kurfürſten von hm? wer iſt denn dieſer Kurfürſt?"

„Rathen Sie!"

„Der Kurfürſt von Sachſen?"

Digitized by Google

„Richtig! Meinem Fürsten gehört Sachsen!“

„Das dachte ich mir gleich. Die andern Reichsvölker sind nicht so höflich.“

Karl lachte und die junge Frau erröthete wieder.

Es schien, als ob der junge Unteroffizier ihr sehr gefalle, und Karl richtete insgeheim die Frage an sich, wer schöner sei, die abwesende Kunigunde oder die gegenwärtige junge Wittwe.

Sie lebten einige Tage mit einander und gewannen sich lieb. Wenn Karl wegen seines Kundschafter-Gewerbes genöthiget war, längere Zeit herumzustreifen, so sehnte er sich herzlich in das trauliche Stübchen zu der schönen Marie zurück, und sie sah öfter, als es nöthig gewesen, zum Fenster hinaus, ob sie nicht den wehenden Federbusch seines Hutes, oder die blitzenden Tressen seiner Uniform, gewahren könnte.

Karl Schmidt hatte inzwischen erfahren, daß der Befehlshaber des französischen Heeres, Prinz Soubise, mit der ganzen Generalität und mehreren tausend Mann seiner Truppen nach Gotha kommen werde, um hier sein Hauptquartier zu nehmen.

Er benachrichtigte den General von Seydlitz eiligst davon und gab ihm den Tag an, wo der Herzog von Gotha dem Prinzen Soubise und die französischen Offiziere bewirthen werde.

Der General von Seydlitz ließ ihm zurück sagen, daß er an diesem Tage Gotha angreifen werde, und ihn vor der Stadt an einem bezeichneten Orte erwarte, um nähere Auskunft über die Vertheidigungs-Anstalten der Franzosen zu geben.

Als nun der Tag gekommen war, wo die Franzosen in Gotha einrücken sollten, packte Karl Schmidt seine Sachen und sah sorgsam nach seinem Pferde.

Seine schöne Wirthin bemerkte diese verdächtigen Anstalten mit großer Unruhe.

„Sie wollen fort!“ sagte sie, als Karl in das Zimmer trat.

„Ich will nicht fort, aber es könnte sein, daß ich aufbrechen müßte: Der Soldat muß immer gerüstet sein!“

„Man sagt, morgen kommen die Franzosen?“

„So heißt es!“

„Wenn Sie fort gehen, bekomme ich Franzosen ins Quartier und Sie haben mir doch versprochen, mich zu beschützen!“ fuhr sie weinend fort, und legte eine ihrer weißen Hände auf seine Schulter.

„Ich werde mein Wort halten,“ sagte Karl gerührt, umfaßte ihren schlanken Leib, drückte sie an sich, und konnte sich nicht enthalten, ihre kirschrothen Lippen zu küssen.

Sie erwiderte seine Küsse heftig und stöhnte: O, Karl, o, Karl — verlassen Sie mich jetzt nicht. Bleiben Sie bei mir für immer — ich bin reich — ich — ich — —“

„Theure Marie,“ flüsterte Karl — „fassen Sie sich — ich kann nicht bei Ihnen bleiben — mich rufen andere Pflichten — wenn es von mir abhinge — bei Gott, ich bliebe hier!“

Thränen flossen aus seinen Augen auf ihre blonden Locken nieder.

„Lieber, lieber Karl, warum können Sie nicht hier bleiben?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen. Morgen werden Sie es auch ohne mein Zuthun erfahren.“

„Wenn Sie fort sind?“

„Fragen Sie mich nicht weiter, es ist ein Geheimniß!“

„Ein Geheimniß? Mein Gott, wer sind Sie denn, Sie sind wohl kein Soldat?“

„Doch, liebe Marie, und wenn ich auch morgen fort-

Digitized by Google

reite, so sehen wir uns doch wieder. Ich komme bald zurück."

„Und bleiben dann noch länger hier?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen. Fassen Sie sich, gegen die Franzosen werde ich Sie beschützen!"

Die Neugier des Weibes war rege geworden, aber wie sie Karl auch mit Fragen und Bitten bestürmte, er war nicht zur Enthüllung des Geheimnisses zu bewegen.

Sie liebte ihn aufrichtig, und wenn Karl nicht an den Dienst des Königs gebunden gewesen wäre und Kunigundens Bild nicht in seinem Herzen getragen hätte, so würde er seiner Neigung, die er gegen Marie fühlte, nachgegeben und ihre Liebe erwidert haben. Er fühlte, daß er mit ihr glücklich werden könnte — „aber" sagte er zu sich selbst seufzend — „es kann nicht sein. Kunigunde und der König warten auf mich. Zwiefacher Schurke wäre ich, wenn ich den lieblichen Bildern nachgeben wollte, die meine Phantasie mir vorspiegelt. Arme, liebe Marie! Ich kann nicht dafür. Vorwärts in den Kampf, wenn auch zum Tode."

Am nächsten Morgen rückten die Franzosen in Gotha ein.

Karl ließ sich Zeit, um vor seinem Abreiten dies Schauspiel mit anzusehen.

Zuerst kam die Generalität und der ganze Stab, den Prinzen Soubise an der Spitze.

Sodann rückten die Truppen ein, Infanterie und Kavallerie, mit voller Kriegsmusik.

Hinterher kamen aber eine unzählige Menge Wagen mit Gepäck, Kammerdienern, Lakaien, Köchen, Friseurs, Maitressen, Feldpaters und Schauspielern. Alles dies war von einer damaligen französischen Armee unzertrennlich.

Die Generale verfügten sich auf das Schloß, wo bei dem Herzoge große Cour war.

Digitized by Google

Hiernächst sollte ein großes Mittagsessen auf dem Schlosse stattfinden, zu welchem große Zubereitungen getroffen waren.

Eine Menge Tafeln waren gedeckt, um die bewaffneten hohen Gäste nach der Cour angemessen zu bewirthen.

Karl aber ritt nach beendetem Einzuge der Franzosen im Trabe zum Thore hinaus, während in der Stadt die Soldaten einquartirt wurden, und der übrige Troß Wohnungen erhielt.

Er hatte von Marie nicht Abschied genommen, da er sie bald wieder zu sehen und von etwa unwillkommenen Gästen zu befreien dachte.

Er ritt scharf zu, und traf bald auf den General von Seydlitz, der seinen Truppen ungeduldig weit vorausgeeilt war.

„Nun, wie steht's?" rief ihm dieser schon von Weitem entgegen.

„Gut!" antwortete der Unteroffizier.

„Sind die Franzosen eingerückt? Ich hörte ja ein heilloses Blasen, Trommeln und Musiciren!"

„Sie sind heute früh eingerückt!"

„Wie viele?"

„Es können gegen 8000 Mann sein!"

„Kavallerie oder Infanterie?"

„Beides!"

„Haben sie Kanonen?"

„Nein!"

„Viele Generale?"

„Eine ganze Menge, und wie ich hörte, der Prinz Soubise an der Spitze."

„Was machen sie jetzt?"

„Jetzt ist Cour beim Herzoge, nachher große Tafel."

Digitized by Google

„So, große Tafel! die wollen wir ihnen doch verderben. Da kommen meine Regimenter!"

„Das ist ja lauter Kavallerie?"

„Nun, was denn sonst?"

„In der Stadt sind wenigstens 5000 bis 6000 Mann Infanterie!"

„Und ich habe nur 1500 Kavalleristen und werde damit alle Franzosen zum Teufel jagen. Ziehe Er seinen Säbel, Unteroffizier, und bleibe Er neben mir. Er kennt doch die Lokalitäten?"

„Ziemlich!"

„Also vorwärts!"

In vollem Galopp sprengten die preußischen Kürassiere, Seydlitz und Karl Schmidt an der Spitze, gegen das offene Thor.

Dort war eben eine Wache von der französischen Infanterie angelangt, die im Begriffe stand, sich zu installiren.

Dabei sprach nicht allein der Offizier, sondern auch die Unteroffiziere und Soldaten parlirten fleißig mit, so daß Niemand sein eigenes Wort verstehen konnte.

Beinahe wäre es den Preußen gelungen, ungesehen nahe heran zu kommen, aber der donnernde Galopp verrieth sie doch, als sie noch eine Strecke entfernt waren.

Die Franzosen sahen die glänzenden Kürassiere heransprengen.

„Ah, ah!" schrieen Einige von ihnen: „Preußen, Preußen. Mein Gott, mein Gott! Rette sich, wer kann."

Und sie warfen ihre Gewehre und Patrontaschen ab und liefen mit einer solchen Geschwindigkeit davon, daß man augenblicklich Niemand mehr von ihnen sah!

Inzwischen war bei Hofe die Cour beendet.

Man hatte sich ungeheure Artigkeiten gesagt; man wünschte Seitens der Deutschen, daß der Herr Prinz von

Digitized by Google

Soubise nur so bald als möglich auf den Preußenkönig stoßen möchte, um dem Kriege gänzlich ein Ende zu machen.

Die Franzosen dagegen zuckten mit den Achseln und meinten, daß dies eben keine große Sache und dabei nicht viel Ehre zu gewinnen sei. Eine Schlacht dürfte es überhaupt wohl nicht werden, denn, wenn die Preußen nicht davonliefen, so würden sie ohne Weiteres gefangen genommen werden.

Staunend und gläubig hörten die Deutschen das an.

Dann wurden Anstalten getroffen, zur Tafel zu gehen.

Man ging, man rangirte sich um die Tafeln, man setzte sich.

Die Franzosen hatten einen mörderischen Appetit und die Speisen und Getränke standen dampfend und lockend vor ihnen.

Da hörte man auf der Straße ein rasendes Reiten, Laufen und Geschrei.

Man stürzte an die Fenster, öffnete sie und horchte.

„Ah, Prussiens, Prussiens! Ah mon dieu, mon dieu! Sauve qui peut!“ ertönte das Geschrei von unten herauf und die französischen Soldaten rannten und ritten durcheinander, Infanterie und Kavallerie, nach dem Thore, in das sie vor Kurzem erst eingezogen waren.

Als das Geschrei oben im Zimmer des Schlosses verständlich geworden war, sahen sich zuerst schreckensbleiche Gesichter an. Dann warfen die Franzosen verzweiflungsvolle Blicke auf die gedeckte Tafel.

Einen Augenblick schienen sie unschlüssig.

Das Geschrei auf der Straße wurde aber immer wüthender und das Gedränge der Flüchtigen immer größer. Da hielten die Franzosen es nicht länger aus, sondern rannten davon, die Treppen hinunter, zur Thür hinaus, theils ohne ihre Degen, theils ohne Hüte, und Mancher verlor

Digitized by Google

bei diesem Wettrennen sogar seine Perücke, der Prinz Soubise war nicht der letzte. Sie bestiegen theils ihre Rosse und theils ihre Wagen. Wer aber weder Pferd noch Wagen erreichen konnte, ließ Alles im Stiche und eilte mit ziemlichen Balletsprüngen zu Fuße davon.

So ging es zum Thore hinaus und in bunter Unordnung auf der Landstraße fort, als ob der Teufel hinter ihnen her wäre.

Aber, o Unglück! Es war nicht genug, daß sie die rauchenden Schüsseln und die blinkenden Schenktische hungrig und durstig hatten verlassen müssen. Nein, ihr ganzes Gepäck, die sämmtlichen Kammerdiener und Maitressen, die Lakaien und Köche, die Paters und Friseurs nebst den Komödianten, viele Equipagen der Generale, Kisten mit wohlriechenden Wassern und Pomaden, Pudermäntel, Sonnenschirme, Schlafröcke und Papageien — alle diese unentbehrlichen Bedürfnisse hatten sie auf ihrer schleunigen Flucht zurücklassen müssen.

Der Herzog von Gotha blieb erstaunt in seinen Zimmern, bei dem veranstalteten Gastmahle sitzen, nachdem ihn seine Gäste, wie von der Tarantel gestochen, verlassen hatten.

„Und diese Leute wollen den König von Preußen schlagen?“ sagte er verwundert zu seiner Umgebung. „Ein bloßes Geschrei jagt sie wie toll in die Flucht.“

Aber in diesem Augenblick hörte man draußen Trompeten und ein Gepolter und Sporengeklirr auf den Treppen.

Die Thüren öffneten sich und der General von Seydlitz, gefolgt von einer großen Anzahl von Kavallerie-Offizieren, trat ein.

„Entschuldigen Ew. Durchlaucht unsern Ueberfall,“ sagte Seydlitz, sich tief verneigend, zu dem Herzoge, der sich erhoben hatte und dem General entgegen trat „ich wollte einige Worte mit dem Prinzen von Soubise und seinen

Digitized by Google

Leuten sprechen; aber er scheint einen Widerwillen dagegen zu haben, und hat sich entfernt. Ich bedaure diese Störung aufrichtig, zumal ich sehe — —"

Er warf einen lächelnden Blick auf die wohlbesetzten Tafeln.

„Ja," sagte der Herzog — „Sie haben die Franzosen beim Essen gestört, noch ehe sie angefangen hatten, und würden mir einen Gefallen erzeigen, wenn Sie mit Ihren Offizieren die erledigten Plätze einnehmen wollten."

„Wenn Ew. Durchlaucht befehlen, sehr gern!" sagte Seydlitz. „Meine Herren, zu Tische. Wir wollen uns das für die französischen Gaumen bestimmte Leckermahl wohl schmecken lassen, wir haben es verdient. Setze Dich an meine Seite, mein Sohn!" fügte er, zu Karl gewendet, hinzu, der sich auch in seinem Gefolge befand. „Dir haben wir dies zu verdanken, und Du sollst es mit uns genießen."

„Ich dächte," sagte der Herzog, als Alles Platz genommen hatte — „ich dächte, ich hätte diesen Herrn hier, indem er auf Karl zeigte, schon mehrere Tage in Gotha gesehen, und es wurde mir gesagt, daß er zur Reichsarmee gehöre."

„Verzeihen Ew. Durchlaucht," sagte Seydlitz — „es ist dies ein Staatsgeheimniß, worüber ich nicht sprechen darf."

Dabei lachte er herzlich.

Der Herzog sah wohl, daß hierbei ein besonderer Umstand obwalten müsse und ließ die Sache fallen.

Das Gastmahl nahm aber seinen fröhlichen Fortgang.

---

Als nämlich Seydlitz mit seinen Küraſſieren und Husaren in die Stadt sprengte, waren die meisten Franzosen schon entflohen und es gelang seinen Leuten nur noch, die letzten Nachzügler des Schweifes gefangen zu nehmen.

Digitized by Google

Gern hätte er die Feinde verfolgt, aber er beſaß nur 1500 Mann Kavallerie, hatte gar keine Infanterie bei ſich und riskirte, wenn die Franzoſen ſeine Schwäche bemerkten und überdies noch Verſtärkung erhielten, die ſie ſehr leicht an ſich ziehen konnten, geſchlagen zu werden. Ueberdies war ſeine Kavallerie von den anſtrengenden Märſchen zu ermüdet, als daß er ihr hätte mehr zumuthen dürfen.

Das ganze Gepäck der Franzoſen aber und der ganze Troß von Bedienten, Maitreſſen u. ſ. w. fiel in die Hände der Huſaren.

Seydlitz lachte herzlich, als er die Verzweiflung dieſer Leute ſah und ihr Schreien und Parliren mit anhörte. Sie baten um Gnade; ſie glaubten getödtet zu werden.

„Laſſen Sie die Thore beſetzen," ſagte er zu dem Kommandeur der Huſaren. „Die Verfolgung ſoll ſofort eingeſtellt werden, damit Mann und Pferd ruhen können, wir haben mehr zu thun, als hinter dieſen Franzoſen herzulaufen. Das Gepäck, überhaupt Alles, was gebraucht werden kann, gehört den Huſaren. Das liederliche Geſindel dort, laſſen Sie laufen, was ſollen wir damit anfangen?"

Der Major ritt fort, um dieſen Befehl auszuführen.

„Und nun, meine Herren, wollen wir uns auf das Schloß verfügen, wo, meinen Nachrichten zufolge, ein gutes Mahl unſerer wartet."

„Alle Herren Offiziere gehen mit mir. Wo iſt denn aber unſer Wegweiſer geblieben?"

Der General ſah ſich nach dem Garde-Unteroffizier um.

Er war nicht da.

„Dort kommt er um die Ecke geſprengt!" rief ein Offizier.

Als Karl bei dem Einzuge das Gewühl, das Hin- und Herlaufen der Franzoſen ſah und deren Geſchrei hörte, dachte er, es könne bei dieſer Unordnung ſeiner ſchönen

jungen Wirthin etwas Unangenehmes begegnet ſein. Da es nun nichts zu fechten gab, indem die Franzoſen davongelaufen waren, ſo glaubte Karl, für eine kurze Zeit wohl entbehrlich zu ſein und nach ſeinen eigenen Angelegenheiten — Herzensangelegenheiten hätte er ſagen können — ſehen zu dürfen.

Er ſprengte daher nach ſeinem Quartier und fand allerdings mehrere arrogante Franzoſen dort, die noch gar nicht wußten, was vorging.

Soldaten waren es übrigens nicht; — ob es aber Perückenmacher oder Komödianten waren, wußte Karl nicht.

Er fragte auch nicht danach; — er ſah, als er eintrat, daß ſie auf die arme Marie eindrangen und in franzöſiſcher Sprache, die ſie gar nicht verſtand, allerlei Forderungen machten, ſie hin- und herzerrten, und ſogar Miene machten, Unanſtändigkeiten zu begehen.

Da trat er zwar ſchweigend aber klirrenden Schrittes hinzu, ergriff eins der dürren Männchen und warf es ohne Weiteres zur Thür hinaus. Ehe ſich die Franzoſen beſinnen konnten, flog der zweite dem erſten nach; — der dritte ſprang zum Fenſter hinaus und ſomit war das Schlachtfeld geſäubert.

Aber auf der Straße fingen die drei Helden einen fürchterlichen Lärm an und riefen um Hülfe.

Karl ergriff einen Stock und trat vor die Hausthür hinaus, da liefen ſie ſo eilig davon, daß es vergeblich geweſen wäre, ſie verfolgen zu wollen; er kehrte daher lachend in das Haus zurück.

„Mein Gott, mein Gott, was haben Sie gemacht?“ weinte Marie. „Sie werden Hülfe holen und dann ſind wir Beide verloren!“

„Nicht alſo, liebe Marie; ſie werden keine Hülfe holen, denn die Franzoſen ſind ſchon fort. Der preußiſche General

Digitized by Google

Seydlitz hat Gotha erobert, und zwar ohne allen Kampf, und ich gehöre zu seinem Korps!"

„Sie, ein Preuße? das ist nicht möglich!" sagte Marie, große Augen machend.

„Und warum soll das nicht möglich sein?"

„Man hat uns die Preußen als fürchterliche Barbaren geschildert, die kein Kind am Leben lassen, und Sie könnten doch Niemand etwas zu Leid thun!"

„Doch bin ich ein Preuße, und zwar von der Garde des Königs."

„Dann haben Sie den König wohl schon gesehen?"

„Ich den König gesehen? Er spricht jedesmal mit mir, wenn er mich sieht."

„So? Ja, dann begreife ich es, daß Sie ihm so treu anhängen. Sonst soll er ein furchtbarer Mann sein."

Karl lachte.

„Nun, so sehr furchtbar ist er eben nicht, obgleich ein großer Kriegsheld."

„Aber was haben Sie denn eigentlich hier gemacht?"

„Ja, da kommen wir wieder auf die alte Geschichte, die ich nicht sagen darf. Adieu, liebe Marie, wir sehen uns noch wieder, ehe ich Gotha verlasse."

Und er sprengte fort, und kam gerade noch zur rechten Zeit an, als der General nach ihm fragte.

Dieser aber befahl ihm, abzusitzen, sein Pferd einem Husaren zu übergeben und mit auf das Schloß zu kommen.

Was dort vorging, haben wir gesehen.

---

Die Franzosen, nachdem sie sich vor den Preußen durch die Flucht aus Gotha in Sicherheit gesetzt hatten, jubelten, als bald darauf ihre Maitressen, Lakaien und Friseure ebenfalls ankamen, die Seydlitz hatte laufen lassen.

Digitized by Google

Ihrer Meinung nach hätten die Franzoſen umkommen müſſen, wenn dieſe unentbehrlichen Perſonen ihnen verloren gegangen wären. So vergnügt waren ſie über die Rückkehr derſelben, als ob ſie eine Schlacht gewonnen hätten, wenngleich es bei dem Allen ſehr betrübend war, daß die Seydlitz'ſchen Huſaren die Pomaden und die Pudermäntel an ſich behalten hatten.

Aber der Prinz Soubiſe erfuhr, daß Seydlitz nur zwei Regimenter Kavallerie bei ſich gehabt hatte, vor denen der franzöſiſche Feldherr mit 8000 Mann geflohen war. Er ſchämte ſich doch ein wenig und beſchloß, ſich zu rächen.

Er ſprach darüber mit dem Reichsfeldmarſchall, Prinzen von Hildburghauſen, der nunmehr mit der ganzen Reichsarmee zu den Franzoſen geſtoßen war, und dieſer ſchlug vor, die Preußen wieder aus Gotha zu vertreiben.

Der Prinz von Soubiſe war damit ganz einverſtanden und nahm ſolche Maaßregeln, daß ſein Vorhaben, wie er meinte, gar nicht fehlſchlagen könnte.

Man wählte zu dieſer Expedition den Kern beider Armeen, nämlich ſämmtliche Grenadiere und die leichten Truppen, aus. Dazu wurde noch die vorhandene öſterreichiſche Kavallerie genommen, und auch der damalige Oberſt Laudon ſchloß ſich mit ſeinen Kroaten dem Armee-Korps an, welches nunmehr in Bereitſchaft war, gegen Gotha vorzurücken.

Wäre Seydlitz weniger wachſam geweſen, als er es wirklich war, ſo hätte es ihm bei dieſer Uebermacht des Feindes übel ergehen können. Jedenfalls aber wäre ihm nur ein ſchleuniger Rückzug, oder gar eine ſchnelle Flucht übrig geblieben, wenn er nicht den Einfall gehabt hätte, Karl nochmals in das feindliche Lager zu ſchicken, um zu ſehen, was die Feinde treiben.

Karl Schmidt vertrauete darauf, daß ihn Niemand

Digitized by Google

von der französischen Armee in Gotha bei Seydlitz gesehen hatte, und trat seine Mission muthig an.

Er trieb sich unter den Franzosen und Reichssoldaten umher, ohne daß Jemand einen Verdacht gegen ihn hegte.

Was die beiden Befehlshaber im Sinne hatten, erfuhr er bald, und theilte es brieflich Seydlitz mit, gab ihm auch zugleich den Rath, vorläufig nur Stand zu halten, da die feindlichen Soldaten so entmuthiget seien, daß sie schwerlich zu einem Angriffe zu bringen sein dürften.

Diesen Brief schickte er an Seydlitz durch einen Boten, den er vorher an einen bestimmten Ort bestellt hatte.

Alles ging gut, der Bote erhielt den Brief, lieferte ihn richtig ab und Seydlitz traf danach seine Vorkehrungen.

Aber Karl Schmidt war beobachtet worden.

Er hatte darauf gerechnet, daß ihn kein französischer Soldat würde gesehen haben, und er daher unter den Franzosen immer noch als ein Reichssoldat gelten werde; aber er hatte die drei Franzosen vergessen, die er in der Wohnung seiner schönen Wirthin gezüchtiget hatte.

Diese hatten ihn indessen nicht vergessen und erkannten ihn bei seiner ausgezeichneten Gestalt und der besonderen, mit silbernen Litzen besetzten Uniform, sogleich wieder, als sie ihn sahen.

Sie lechzten nach Rache.

Zunächst suchten sie Nachricht einzuziehen, wer er eigentlich sei und zu welchen Truppen er gehöre. Aber siehe da, das wußte Niemand.

Sie schlichen ihm beharrlich nach, um zu sehen, was er treibe und sahen ihn mit dem Boten sprechen und demselben einen Brief einhändigen, mit welchem dieser in der Richtung nach Gotha davoneilte.

Gern hätten die klugen Franzosen dem Boten diesen Brief abgenommen, aber Karl blieb so lange auf dem Platze,

Digitized by Google

und sah dem Boten nach, daß es unmöglich war, denselben einzuholen, ohne von dem Unteroffizier gesehen zu werden, und das wollten die Franzosen vermeiden, denn sie hatten Karl's Stärke kennen gelernt und fürchteten ihn.

Aber daß die Sache nicht ganz in der Ordnung sei, ahnten sie und beschlossen daher, davon Anzeige zu machen.

Einer dieser Franzosen war Friseur bei dem Obersten der Gensd'armen, und übernahm es, diesen für ihre Rachepläne zu gewinnen.

Als der Oberst am nächsten Morgen in seinem Pudermantel auf dem Stuhle saß und Monsieur Etienne um ihn her hüpfte, ihn frisirte, pomadirte und einpuderte, wurde letzterer, wie gewöhnlich gefragt:

„Was Neues?"

„Ah, was ganz Neues. Ein Spion im Lager!"

„Ein Spion?"

„Ja, ja, ein Spion. Er hat gestern einen Brief an die Preußen nach Gotha gesandt! Alles verrathen, was hier vorgeht!"

„Nun, wer ist es denn?"

„Ein Soldat von der Reichsarmee, weiß aber Niemand, zu welchem Kontingent er gehört. Hat sich muthmaßlich verkleidet. Der Herr Graf werden ihn wahrscheinlich auch bemerkt haben; es ist der große junge Mann mit der blauen Uniform und den silbernen Litzen."

„Ah der! Nun, er ist doch verhaftet?"

„Nein, nein! Es weiß es noch Niemand als ich und noch einige von uns. Wir haben es gesehen und ich sage es eben dem Herrn Grafen, damit Sie ihn arretiren lassen können!"

„Das geht nicht an. Da der Mann von der Reichsarmee ist oder zu sein vorgiebt, so muß ich es dem Prinzen

Digitized by Google

melden, was ich sofort thun werde. Ihr könnt Eure Aussage doch beweisen?"

„Ah, Herr Graf, wir Alle können es mit tausend Eiden beschwören, daß wir gesehen haben, wie er heimlich einen Brief nach Gotha geschickt hat, und da Niemand weiß, wer er ist, so — —"

„Gut, gut! Lass' meinen Kammerdiener hereinkommen."

Der rachsüchtige Friseur entfernte sich voll Freude.

Als Karl Schmidt etwa eine Stunde darauf im Lager umherging, um die Anstalten zum Abmarsch des Armeekorps gegen Gotha zu betrachten, begegnete er einem Profoß mit einigen Soldaten, die von einem Manne in Civilkleidern geführt wurden.

Dieser Mann zeigte mit dem Finger auf Karl und sagte: „Dieser ist es."

„Greift ihn!" rief der Profoß.

Und ehe Karl sich besinnen konnte, hatten sich vier baumstarke Franzosen auf ihn geworfen, nahmen ihm seinen Säbel und legten ihm Handschellen an. Das geschah freilich nicht ohne Widerstand von Seiten des Unteroffiziers, und einige der Häscher trugen starke Beulen und geschwollene Augen davon, aber die Uebermacht war zu groß, und Karl wurde überwältigt.

Der Mann in Civilkleidung war der Friseur Etienne.

Nachdem Karl mit gefesselten Händen und von der Anstrengung keuchend dastand, trat der Friseur grinsend an den Wehrlosen heran, machte eine Grimasse und sagte:

„Ah — ah — äbe Sie erwischen? Das war vor die Rauswerfen, bei die schöne Frauenßimm in das Stadt, was sie nennen Kotha! Ha, ha!"

Jetzt erkannte Karl den Friseur und wußte, auf welche Weise er in diese Klemme gerathen war.

„O weh," sagte er zu sich selbst, „so kommt man in



Digitized by Google

Gefahr und Unannehmlichkeiten, trotz aller Vorsicht. Und weshalb? Wegen eines Frauenzimmers. Das sind nun zwei, die mich in die Patsche gebracht haben! Der dritten soll es wahrlich nicht gelingen, wenn ich jetzt nicht erschossen werde. Ich sehe aber nicht ein, wie ich mich herauswickeln soll. Der König sagte, ich solle mich als Deserteur angeben, das geht indessen jetzt auch nicht mehr. — Aber Courage — nicht verzagt — dem Kühnen hilft Gott!"

Während er dies dachte, wurde er nach einem Dorfe transportirt, in welchem ein sogenanntes Schloß war, das dem Gutsbesitzer zur Wohnung diente oder vielmehr gedient hatte, denn jetzt wohnte der Prinz Soubise darin, der den Eigenthümer hatte hinauswerfen lassen.

Das war ein hartes Schicksal für den Edelmann und seine Familie, aber er mußte sich glücklich schätzen, daß man ihm überhaupt noch das Leben ließ. Man konnte ihm dasselbe eben so gut, als sein Haus, nehmen und kein Hahn hätte danach gekräht. Die Feinde machen es einmal nicht anders.

Der Unteroffizier wurde in dies Schloß gebracht und in einem großen Zimmer dem Prinzen Soubise vorgestellt, bei dem sich auch zufällig der commandirende General der Reichsarmee, Prinz von Hildburghausen, befand.

Der Prinz Soubise sah den preußischen Unteroffizier vom Kopfe bis zu den Füßen an, und konnte das Wohlgefallen nicht unterdrücken, welches er über das kriegerische Aussehen desselben empfand.

„Man nehme ihm die Fesseln ab!" befahl er.

Der Profoß eilte dienstfleißig hinzu und in einem Augenblick stand Karl frei da.

„Hinaus mit euch!" befahl der Prinz wieder zu dem Profoß und seinen Gehülfen.

Diese entfernten sich demüthig.

Digitized by Google

„Gehört der Mann zu Ew. Durchlaucht Armee?“ fragte Soubiſe den Prinzen von Hildburghauſen.

„Die Uniform iſt mir gänzlich unbekannt!“ antwortete dieſer.

Soubiſe ſchüttelte den Kopf und es ſtieg eine Puderwolke aus ſeiner großen Perrücke auf.

„Wer biſt Du?“ fragte er den Arreſtanten.

„Ein Deutſcher!“ antwortete Karl furchtlos.

„Aber in Deutſchland giebt es viele Fürſten. Welcher von ihnen iſt Dein Landesherr?“

„Der König von Preußen!“

Beiden Feldherren blieb der Mund offen ſtehen.

„Der König von — — wie?“ fragte der Prinz von Hildburghauſen ungläubig.

„Preußen!“

„Alſo doch — Preußen? Aber in welcher Armee dienſt Du denn?“

„Ich bin Unteroffizier in der preußiſchen Garde?“

„Du biſt toll!“

„Keineswegs!“ ſagte Karl lächelnd, aber feſt.

Der Prinz von Hildburghauſen öffnete das Fenſter. Auf dem Hofe ſtand ſein Wagen nebſt Bedeckung.

„Wo iſt der Unteroffizier, der bei den Preußen gedient hat?“ fragte er.

„Hier!“ antwortete ein alter eisgrauer Soldat und trat vor.

„Hereinkommen!“ rief der Prinz.

Bald trat der alte Unteroffizier ein.

„Was iſt das für eine Uniform?“ fragte der Prinz, auf Karl zeigend.

„Die preußiſche Garde-Uniform, hol' mich der Teufel!“ ſchrie der Unteroffizier erſtaunt.



Digitized by Google

„Alſo doch?“ ſagte der Prinz. „Ein preußiſcher Garde-Unteroffizier in unſerm Lager! Was wollte Er denn hier?“

„Das will ich Ew. Durchlaucht ſagen. Ich wollte ſehen, was Sie hier treiben!“

„Unteroffizier! Er iſt toll und redet ſich um ſeinen Kopf. Alſo Spion iſt Er!“

„Ich bin in meiner Uniform hier, alſo kein Spion, und kann höchſtens Kriegsgefangener ſein!“

„So, meint Er? Iſt es wahr, daß Er einen Brief nach Gotha geſchickt hat?“

„Freilich!“

„An wen?“

„An den General von Seydlitz!“

„Was hat Er dem General geſchrieben?“

„Alles, was ich hier geſehen habe.“

„Auch, daß wir den General angreifen wollen?“

„Auch das!“

„Nun, das überſteigt alle Begriffe. Da wird der General uns entwiſchen!“

„Ich glaube nicht!“

„Nun, er müßte toll ſein, wenn er unſere Ankunft mit 10,000 Mann abwarten wollte, da er doch nur zwei Regimenter hat.“

„Aber dieſe zwei Regimenter haben hingereicht, 8000 Franzoſen aus Gotha zu jagen, ohne daß ſie einen Schuß gethan hätten.“

Der Prinz von Hildburghauſen lachte herzlich und ſah den Prinzen Soubiſe ſchadenfroh an.

„Er iſt ein Teufelskerl,“ ſagte er dann, „und es thut mir wahrhaft leid um Ihn. Aber Er muß erſchoſſen werden, es geht nicht anders. Nicht wahr, mein Prinz?“

„Ohne Zweifel!“ antwortete Soubiſe haſtig, der ſchon

Digitized by Google

gefürchtet hatte, der deutsche Feldherr würde seinen Landsmann retten wollen.

„Also morgen früh mit Sonnenaufgang wird die Exekution stattfinden. Versöhne Er sich bis dahin mit Gott! Ich werde Ihm einen meiner Feldprediger schicken."

„Einen lutherischen?"

„Gott behüte uns dafür. Wir haben nur katholische Geistliche."

„Dann danke ich dafür, ich bin lutherisch!"

„Bekehre Er sich! Wo ist der Profoß?"

„Hier!" sagte der Profoß, eintretend.

„Nehme Er diesen Mann mit sich, der morgen früh erschossen werden soll, und bewache Er ihn wohl, hört Er? Fesseln werden ihm nicht wieder angelegt!"

„Marsch!" commandirte der Profoß und ging mit seinem Gefangenen ab.

„Wundert es Sie, mein Prinz, daß der König von Preußen mit solchen Männern seine Schlachten gewinnt?" fragte Hildburghausen seinen Mitfeldherrn.

„Nein!" antwortete Soubise. „Der Mann verdiente, ein Franzose zu sein."

„Aber er ist ein Deutscher!" sagte der Prinz von Hildburghausen trocken. „Es thut mir leid um den braven Jungen!" setzte er leise hinzu.

Inzwischen war Karl nach einem der Nebengebäude geführt worden, wo sich ein festes, leerstehendes Gemach befand, das ihm zur Wohnung für die Dauer seines noch übrigen Lebens angewiesen wurde.

Um ihn desto sicherer zu bewahren, verschloß man die Thür der Stube nicht, sondern ließ sie vielmehr weit offen stehen und stellte eine zahlreiche Wache auf, die den Gefangenen immer im Auge hatte.

Karl Schmidt war trübe gestimmt. Sein Tod war

Digitized by Google

nunmehr gewiß und er dachte an seine Mutter in Potsdam — er dachte an die schöne Kunigunde, die ihm treu geblieben war — ja, er dachte an die reizende Marie in Gotha, welche die unschuldige Ursache seines jetzigen Unglücks war. — Er dachte an seinen König — er dachte an Seydlitz — sie würden ihn retten, wenn sie wüßten, in welcher Gefahr er sich befände. Aber das war alles eitel — er konnte von ihnen keine Rettung erwarten — nur Gott konnte ihn retten. Gott müßte aber ein Wunder thun, meinte er, wenn die Rettung vom nahen Tode erfolgen sollte, und Gott thut keine Wunder mehr! — Doch ist er des braven Soldaten Schutz und Schirm, hatten ihm so oft die alten Unteroffiziere der Garde gesagt, und darum wollte er ihm auch in dieser Gefahr fest vertrauen.

Er betete — und schlief ein.

Wie lange er geschlafen hatte, wußte er nicht, als er von einem großen Tumulte erwachte.

Er richtete sich empor, und horchte. Alles war still. Dann fuhr aber ein flammender Blitz, dessen Glut die Gegend momentan erhellte, am Himmel hin und ein schmetternder Donnerschlag folgte darauf.

Ein Gewitter war ausgebrochen. Es fielen einige Regentropfen, doch hörte der Regen bald wieder auf.

Die Luft war dick und erschwerte das Athmen. Vögel verließen ihre Ruhestätte und flatterten ängstlich umher.

Die ganze Mannschaft der Wache sah nicht mehr auf Karl, sondern hatte sich in einen Knäuel zusammengedrängt und beobachtete ängstlich den Himmel.

Aber dennoch gab es Menschen, die sich durch diese Anzeichen in ihrer Lust nicht stören ließen.

In dem großen Saale des Schlosses hatte sich eine fröhliche Gesellschaft zusammengefunden, die vom Prinzen Soubise zu einem Gastmahl eingeladen worden war.

Digitized by Google

Offiziere von allen Graden, sowohl der französischen als auch der Reichsarmee, waren gegenwärtig und nächstdem Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft mit ihren Familien, wobei sich besonders schöne Frauen und Mädchen befanden.

Der Prinz Soubise hatte selbst in seinem Haushalte eine ältere und eine jüngere Dame. Letztere war in Deutschland erzogen, man sagte aber, daß sie seine Tochter sei.

Man saß bei Tische und war guter Dinge.

Da die Luft im Saale drückend wurde, befahl der Prinz, die Fenster zu öffnen. Man suchte ihm begreiflich zu machen, daß dies bei einem herannahenden Gewitter gefährlich sei, er beharrte aber auf seinem Befehle.

Eine warme, feuchte, drückende Luft kam zu den Fenstern herein und außen lag tiefe, schwarze Finsterniß, die nur zuweilen durch einen leuchtenden Blitz unterbrochen wurde, um desto schwärzer zu werden.

Der Donner rollte dumpf in der Ferne und kam immer näher.

Es fing an bei dem Gastmahle minder laut zu werden, der Witz versiegte, die Laune floh.

Aber die älteren Herren hielten sich tapfer an die Flaschen, und dachten nicht daran, die Tafel aufzuheben.

Der Prinz von Hildburghausen war lustig geworden und in seiner Fröhlichkeit gedachte er des gefangenen Preußen, der ihm so wohl gefallen hatte.

„Wir sollten dem armen Gefangenen, der nur noch bis zum nächsten Morgen zu leben hat, auch einen Becher zukommen lassen, damit er sich Muth trinke," sagte er zum Prinzen Soubise.

„Sehr gut!" sagte Soubise. — „Man rufe mir den Profoß her!"

Der Profoß kam.

Digitized by Google

„Wo ist der gefangene Preuße untergebracht?“ fragte der Prinz.

„In einer Stube des Seitengebäudes!“

„Gut bewacht?“

„So, daß keine Maus ungesehen hinein und hinaus kann!“

„Bringt dem Gefangenen diese Flasche Wein, es soll die letzte sein, die er leert!“

„Vielleicht ist es die Erste!“ sagte lächelnd der deutsche Prinz; „bei uns wächst der Wein nicht für Jedermann!“

Der Profoß ging mit der Flasche fort.

„Ihr Profoß hat eine so rothe Nase, daß ich zweifeln muß, ob der Wein an den Gefangenen kommen wird,“ fuhr Hildburghausen fort.

Alles lachte.

„Wer ist der Gefangene?“ fragte die Tochter des Prinzen Soubise.

„Ein junger preußischer Unteroffizier von der Garde des Königs, der in unserem Lager spionirte und morgen erschossen wird!“ antwortete der Prinz.

„Armer Teufel!“ sagte das Fräulein.

In diesem Augenblick flammte ein Blitz auf, wie ein Feuermeer. Darauf erfolgte unmittelbar ein schwerer Schlag, daß Fußboden und Wände bebten, Gläser und Flaschen umstürzten, und Alles betäubt und schreckensbleich dasaß.

Dann drang Geschrei von unten herauf; augenblicklich rötheten sich die Wipfel der Bäume vom Feuerschein, und die Nacht wurde zum Tage.

Die Tafelgesellschaft sprang entsetzt auf, stürzte an die Fenster und sah die Flammen prasseln. Das Schloß brannte.

Alles lief nach den Thüren, die Rücksicht auf die Rangordnung hörte auf, jeder dachte nur an eigene Rettung.

Digitized by Google

Flammenschein schlug den Fliehenden entgegen. Der Blitz hatte die Treppe entzündet und sie brannte lichterloh.

Manche wagten es in Verzweiflung, durch die Gluth zu springen und kamen versengt ins Freie; Andere sprangen zu den Fenstern hinaus, wieder Andere kletterten aus den Fenstern auf die Aeste der Bäume, die ihnen am nächsten waren.

„Leitern her!“ rief der Prinz von Hildburghausen, indem er den Prinzen Soubise unterstützte, der vergebens nach seiner Tochter rief.

„Die Leitern sind schon auf der anderen Seite angelegt, wo es noch sicherer ist!“ sagte ein eintretender Offizier.

„Wo ist das Fräulein?“

„Sie ist schon gerettet, und befindet sich unten in Sicherheit.“

Man ergriff nun das einzige noch übrige Rettungsmittel, eilte zu den Leitern und stieg hinab in den Garten.

Dienerschaft und Soldaten waren mit dem Löschen beschäftiget, und ein furchtbarer Regenguß half den Löschenden, das Feuer zu bewältigen.

Aber der Regen durchnäßte auch die ganze Gesellschaft, die aus der Nähe des brennenden Gebäudes fortzueilen suchte, da die Hitze hier unerträglich war.

Man suchte Schutz im Parke, flüchtete schauernd von Baum zu Baum, und pries nur die Rettung aus dem Feuer.

Unter diesen Flüchtigen war auch die junge Dame, welche man für die Tochter des Prinzen Soubise hielt. Sie stand in Gesellschaft ihrer älteren Gefährtin unter einem dichten Baume.

Bald kam der Prinz Soubise daher, und rief nach dem Fräulein. Sie gab laute Antwort, und der Prinz gesellte sich triefend von Nässe, aber in bester Laune zu den Damen.

Digitized by Google

„Es iſt doch Niemand verunglückt?“ fragte das Fräulein.

„Ich weiß es wahrlich nicht,“ antwortete der Prinz, „aber wie biſt Du davongekommen, Marie?“

„Mich hat, als Jedermann nur an die eigene Rettung dachte und hülflos ließ, ein bildſchöner junger Soldat gerettet!“ rief das Fräulein in großer Bewegung. Ich wollte hinaus, aber mir machte Keiner Platz. Die Männer, die ſich tief vor Ihnen beugen, gebrauchten Hand und Ellenbogen, um mir den Vorſprung abzugewinnen.“

„Wer wagte das?“ rief der Prinz zornig.

„Da ſtürmte Er in die Thür!“ fuhr das Fräulein fort, ohne ſeine Frage zu beantworten. „Er ſah meine Lage, faßte mich in ſeinen linken Arm, ſchlang ein naſſes Tuch um meinen Körper, mit der Rechten, die er ballte, ſchlug er, wie ein zweiter Simſon, alle die, welche ihm den Ausweg verrannten, zu Boden, eilte mit mir zur Thür hinaus, an das Fenſter, wo die Leiter ſtand, und — mehr weiß ich nicht, denn ich verlor das Bewußtſein. Erſt unten, als ich gerettet war, konnte ich ihm danken.“

„Wo iſt er denn?“ fragte der Prinz.

„Er eilte wieder zum Feuer. O, mein Prinz, ſeien Sie erkenntlich gegen den Retter meines Lebens, ohne ihn wäre ich nicht hier.“

„Mein Gott, ja, ja!“ ſagte der Prinz — „aber wer iſt es denn?“

„Er wird wohl kommen, und nach uns ſehen. Alles wäre ohne ihn verloren geweſen, Euch alle hat er gerettet, denn er war es, wie man mir ſagte, der die Leitern ſchon angeſetzt hatte, ehe es befohlen wurde. Er hielt ſie feſt, als die Erſten niederſtiegen. Welcher Muth — welche Entſchloſſenheit!“

„Das muß ein Franzoſe geweſen ſein!“ rief der Prinz.

Das Fräulein wollte etwas erwidern, aber ſie wurde

Digitized by Google

durch den Prinzen von Hildburghausen unterbrochen, der eilig daherkam und die letzten Worte des Prinzen Soubise hörte.

„Nein!“ rief er mit schallender Stimme. Das war kein Franzose — es war ein Deutscher — es war unser gefangener Preuße, der das gethan hat.“

„Der Preuße? Wie ist denn der aus seinem Gefängniß entkommen?“

„Nun, wie ist er entkommen? Wie ein Löwe, der vom Hasen bewacht wird. Als der schreckliche Donnerschlag erfolgte, stürzte seine gesammte Wächterschaar zu Boden und rief alle Heiligen zu Hülfe. Er aber, der den zündenden Blitzschlag sah, warf die Elenden bei Seite, und statt zu entfliehen, was er ohne alle Gefahr gekonnt hätte, eilte er uns zu Hülfe und rettete uns das Leben, vorzüglich aber das Leben Ihrer — hm — hm — das Leben des schönen Fräuleins hier. — Er rettete seinen Feinden das Leben — verstehen Sie wohl, mein Prinz, den Feinden, die ihn morgen früh wollen erschießen lassen! Nun, was werden wir ihm dafür geben, was?“

„Was meinen Sie, mein Prinz?“

„Ich meine, was er für eine Belohnung erhalten soll?“

„Belohnung? Was nützt ihm eine Belohnung, da er morgen früh erschossen wird?“

„Den Teufel wird er!“

„Wie so?“

„Sie wollen Ihren Retter erschießen lassen?“

„Ach so, Sie meinen, wir sollen ihn begnadigen. Eh bien! Begnadigen wir ihn. Ich will ihn in eins von meinen Regimentern als Soldat einstellen! Vielleicht findet sich über kurz oder lang ein Vorwand, daß ich ihn doch noch erschießen lassen kann!“

„Ei, so wollte ich doch! —“ sagte der Prinz von Hild-

Digitized by Google

burghausen ärgerlich lachend. — „Ist der schwer von Begriffen.“

„Sie sollen den armen jungen Mann nicht erschießen lassen!“ sagte erröthend das Fräulein zum Prinzen von Soubise.

„Nicht? Nun, dann mag er am Leben bleiben, um unserem Könige zu dienen!“

„Er wird sich hüten,“ warf der Prinz von Hildburghausen ein. „Kurz, mein Prinz, wenn Sie als ein großmüthiger Franzose, der Sie doch sind, handeln wollen, müssen Sie den jungen Unteroffizier freigeben, und ihm gestatten, zu gehen, wohin er will.

„Dann geht er direct zu Seydlitz!“

„Wahrscheinlich!“

„Und verräth Alles, was wir hier veranstaltet haben.“

„Das hat er schon gethan!“

„Sacre!“ zischte Soubise.

„Steht es uns denn an, mit 60,000 Mann vor Seydlitz, der nur zwei Regimenter Kavallerie hat, zu zittern? Bezeugen wir nicht viel mehr durch die Freigebung des Unteroffiziers, daß wir Seydlitz verachten und uns gar nichts daraus machen, wenn der Unteroffizier plaudert?“

„Ah, es ist wahr! Verachten wir Seydlitz also und lassen den armen Schelm laufen.“

Kaum hatte der Prinz Soubise diese Worte gesprochen, als der Profoß mit seinen Leuten ankam, die den preußischen Unteroffizier wieder aufgegriffen und in ihrer Mitte hatten.

„Der Gefangene war bei dem Rumor entwischt, wir haben ihn aber wieder ergriffen!“ meldete der Profoß.

„Es wäre gut gewesen, wenn Ihr ihn besser bewacht und das gethan hättet, was er vollbracht hat!“ herrschte

der Prinz den Profoß an. „Laßt den Mann los, Ihr Schufte!“

Betroffen traten die Schergen zurück und ließen Karl frei.

Kaum war er vorgetreten, als das Fräulein sich in seine Arme warf, und ihn zärtlich ansah.

„Mein Lebensretter! nimm meinen Dank,“ sagte sie. „Ich werde Dich nie vergessen!“

„Marie — Marie!“ rief der Prinz Soubise.

Karl war bemüht, die weißen Arme des schönen Mädchens, die sie fest um seinen Hals geschlungen hatte, zu lösen. Er war blutroth geworden und zitterte heftig.

„Schon wieder Eine,“ dachte er, „wieder eine Marie, aber sie soll mich nicht fangen, obgleich sie die Schönste von allen ist. Zwei haben mich in's Unglück gebracht — die Dritte brächte mir vielleicht den Tod. Nein, nein, so haben wir nicht gewettet.“

„Bücke Dich, ich will Dich küssen!“ flüsterte das Fräulein, indem sie Karl verlangend ansah.

„Nein!“ sagte er scharf, und machte sich mit Gewalt von ihr los. „Das schickt sich nicht!“ fügte er hochaufathmend hinzu, denn die Versuchung war doch fast zu groß.

„Ach — mein Gott!“ seufzte das Fräulein, und sank halbohnmächtig in die Arme ihrer Begleiterin.

„Brav, mein Lieber!“ sagte der Prinz Soubise. „Wir schenken Dir das Leben. Mache, daß Du fortkommst!“

„Ja, ja!“ pflichtete der Prinz von Hildburghausen ihm bei, „entferne Dich schnell, damit Du nicht vielleicht der Schwiegersohn eines Prinzen wirst.“

Und er lachte herzlich.

Der Prinz Soubise warf ihm einen bitterbösen Blick zu.

„Kann ich gehen, wohin ich will?“ fragte Karl.

„Wohin Du willst!“ antwortete der Prinz von Hildburghausen.

Digitized by Google

„Dann gehe ich aber nach Gotha zu Seydlitz!"

„Das haben wir uns schon gedacht, und wissen auch, daß Du Alles verrathen wirst, was Du hier gesehen."

„Das werde ich nicht!" antwortete Karl.

„Uns einerlei!" fiel Soubise ein. „Wir verachten Seydlitz und werden es ihm schon zeigen!"

„Darf ich das bestellen?" fragte Karl lachend.

„Ja, ja!" nickte der Prinz von Hildburghausen. „Ich werde Gotha mit meinen Leuten besetzen und mich nicht durch einige Regimenter Preußen vertreiben lassen."

„Nehmen Ew. Durchlaucht Sich in Acht — Sie kennen Seydlitz nicht!" antwortete Karl, und diese Antwort schien einen großen Eindruck auf beide Feldherren zu machen.

„Laßt den Mann gehen, er ist frei!" befahl der Prinz Soubise dem Profoß — „fort mit Euch, Ihr Hallunken!"

„Der titulirt seine Helfershelfer gut!" dachte Karl, sah sich noch einmal im Kreise um, nahm tief seinen Hut ab, als er den Blicken des Fräuleins begegnete, drehte sich kurz auf dem Absatz um und ging schnell fort.

Das Fräulein weinte heftig und sah ihm nach, bis das Gebüsch seine hohe Gestalt verbarg. Dann seufzte sie tief auf: „Um mein Glück ist es geschehen. Das ist ein Mann, wie es keinen zweiten giebt!"

Am nächsten Tage rückten die Franzosen und Reichsvölker gegen Gotha vor, um sich an Seydlitz zu rächen, ihn wo möglich mit seinen zwei Regimentern gefangen zu nehmen, oder doch so in die Flucht zu jagen, daß er nimmer wiederkehre.

Karl Schmidt war ihnen aber schon zuvorgekommen.

Er trat am Morgen dieses Tages unvermuthet bei Seydlitz ein.

Der General saß am Tische und las in den vor ihm

liegenden Papieren. Er drehete den Kopf, als Karl eintrat, um zu sehen, wer da komme.

Rasch sprang er auf, als er den Unteroffizier erkannte und ein Freudenschrei flog über sein männliches Antlitz.

„Da bist Du ja!“ rief er aus, indem er dem Unteroffizier die Hand reichte. „Ich dachte, Du hättest ein Unglück gehabt. Deinen Brief habe ich erhalten und Alles danach eingerichtet. Kommen sie denn?“

„Sie kommen hinter mir her in der Stärke einer ganzen Armee, mit ihren besten Truppen, Grenadiere, leichte Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Kroaten und was sonst noch vorhanden ist, Franzosen und Reichstruppen durcheinander. Uebrigens war ich nahe daran, erschossen zu werden.“

„Der Teufel! Hatten sie Dich entdeckt?“

„Ja, ich wurde von einigen Franzosen erkannt, die ich hier zum Fenster hinausgetrieben und zur Thüre hinausgeworfen hatte. Aber ein Wunder rettete mich.“

Und nun erzählte er dem General die ganze Geschichte, wie es ihm ergangen war.

Erst hörte der General sehr ernsthaft zu; als er aber das Ende vernahm, lachte er herzlich, und sagte:

„Dich hat nicht ein Wunder, sondern Deine eigene Thatkraft gerettet und Dein Glück! — Ja, ja, der König hat Recht, als er mir sagte, daß Du Glück hast, ganz recht hat er. Einen Andern, als Dich, hätten sie wirklich erschossen!“

„Nun, weit davon war ich wahrlich nicht!“

„Weit oder nicht weit, das ist einerlei. Für Dich ist keine Kugel gegossen! Indessen wir müssen jetzt unsere Anstalten treffen, um die Herren zu empfangen!“

„Herr General, es sind mindestens zehntausend Mann!“

„Laß nur, Du wirst sehen!“

Digitized by Google

Als die Franzoſen und Reichsvölker anrückten, ſahen ſie zu ihrem großen Erſtaunen, daß Seydlitz in Schlachtordnung ſtand. Dabei war ſeine Stellung ſo künſtlich, daß man gar nicht beurtheilen konnte, wie ſtark er eigentlich war.

Die beiden Prinzen ließen ihre Armee Halt machen, und ſahen ſich verwundert an.

„Nun, da ſind ſie!“ ſagte Soubiſe, und richtete ſich auf ſeinem Pferde in die Höhe.

„Ja, ich ſehe ſie!“ verſetzte der Prinz von Hildburghauſen. „Aber das iſt nicht Seydlitz mit ſeinen Regimentern — das iſt die ganze preußiſche Armee!“

„So kommt es mir auch vor!“ ſagte Soubiſe kleinlaut.

„Die Preußen ſind doch verfluchte Kerle!“ bemerkte der Prinz von Hildburghauſen ſehr gravitätiſch. „Sie ſtampfen die Soldaten aus der Erde. Aber, was ſagte der preußiſche Unteroffizier? Sie kennen den General Seydlitz nicht! ſagte er. Ja, ja, es ſcheint ſo, als kennen wir ihn noch nicht genug. Sie, mein Prinz, haben ihn in Gotha kennen gelernt, aber ich — —“

„Nun, wollen Ew. Durchlaucht ihn auch kennen lernen — er ſteht da vor Ihnen!“

„Ja, muthmaßlich iſt er da. Indeſſen, ich dächte —“

„Hm! Ich dächte auch — —“

„Was denken Sie, mein Prinz?“

„Ich dächte, daß, da wir — hm!“

„Nun, daß, da wir nicht unſere ganze Armee hier haben — — —“

„Und die Preußen uns überlegen ſind.“

„Richtig,“ ſagte Hildburghauſen, „das iſt der Punkt, worauf es ankommt. Da nun ein kluger Feldherr ſich unter nachtheiligen Umſtänden zurückzieht — —“

Digitized by Google

„Wie Türenne!“ schaltete Soubise ein.

„So könnten wir,“ fuhr der Prinz von Hildburghausen fort, „so könnten wir uns auf unsere Armee zurückziehen, und dann mit gesammter Macht den Feind aufsuchen und gefangen nehmen.“

„Richtig!“ bekräftigte Soubise. Das ist auch meine Meinung. Wir sind nun zehntausend Mann stark und das dort sind wenigstens dreißigtausend. Wenn wir aber mit unseren Sechszigtausend kommen werden, dann, dann —“

„Dann haben wir das Uebergewicht,“ sagte der Andere, und wollen Revanche nehmen!“

„Also?“ fragte Soubise.

„Also machen wir für diesmal Kehrt!“ entschied der deutsche Prinz und Reichsfeldmarschall.

Demzufolge machten sie wirklich Kehrt, und zogen sich, ohne zu schlagen, zurück.

Seydlitz beobachtete die Bewegungen der Feinde aufmerksam und als er sah, wie sie ihren ehrenvollen Rückzug bewerkstelligten, lachte er herzlich.

„Da gehen sie hin!“ sagte er zu Karl. „Sie haben sich wirklich täuschen lassen, und halten uns für stärker, als wir sind. Indessen gehet nur, wir werden schon noch anderweit zusammentreffen, wo Ihr nicht so gut fortkommen sollt, als heute. Das schwöre ich!“

Seydlitz zog nunmehr seine Leute zurück, und bereitete sich vor, wieder zum Könige zu stoßen.

Aber Karl ging inzwischen zu seiner ehemaligen Wirthin, der schönen Marie. Sein Herz trieb ihn dahin, obwohl er es sich selbst nicht gestehen wollte.

Sie stieß einen Freudenschrei aus, als sie ihn nochmals wiedersah, flog ihm bis an die Thür entgegen und drückte ihn an ihre klopfende Brust.

Karl wehrte sie sanft aber fest von sich, obwohl es

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

ihm blutsauer wurde. Wie gern hätte er sie auch umarmt, und an ihrem Busen ruhend, Alles, Alles vergessen, die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft.

Aber das konnte er nicht.

Er dachte darüber nach. Marie konnte ihn verbergen, Seydlitz zog ohne ihn ab, und er war frei — Bürger in dem Lande eines andern Herrn.

Aber dann war er ein Deserteur, und was würde sein König von ihm denken, der ihn liebte und auszeichnete.

Und Kunigunde in Potsdam!

Diese Marie in Gotha war wohl eben so schön als Kunigunde; wenigstens erschien es seinen Sinnen so, denn Marie war gegenwärtig, und Kunigunde war fern in Potsdam. Die lebenswarme Gegenwart trägt aber meist immer den Sieg davon.

Indessen, wenn es darauf ankam, war die Marie des Prinzen Soubise wohl noch schöner als Beide, und er hatte den Sieg davon getragen; sollte er nun hier unterliegen?

Und was stand ihm denn für eine Zukunft bevor?

Sein König, seine Kameraden, sollten fernerhin ohne ihn kämpfen. Er sollte von ihren Großthaten hören und nicht dabei gewesen sein? Nein!

Und was würde Kunigunde sagen, Kunigunde, die eigentlich immer noch seine einzige Liebe war? Wenn er an sie dachte, wenn er sich ihr Bild vergegenwärtigte, klopfte sein Herz und er seufzte sehnsuchtsvoll. Könnte ihm eine andere Frau diese, seine erste und ewige Liebe ersetzen?

Nein und abermals nein!

„Ich kann und will nicht von ihr lassen," sagte er laut zu sich selbst, „ich will auch meinen König nicht verlassen, und darum fort mit allen diesen Gedanken und hinaus in den Krieg, in die Schlacht. So lange es Krieg ist, giebt es keine Ruhe für mich, und sollte Friede werden — nun

Digitized by Google

dann — dann — aber wer weiß, wie lange das noch dauert."

Marie indeß hatte sich vorgenommen, noch einmal zu versuchen, Karls Liebe zu gewinnen. Und so bestürmte sie ihn mit ihren Liebkosungen, Thränen und Bitten, daß er wankend wurde, und fühlte, er müsse fliehen, um den Reizen dieser Circe zu entgehen.

Das Schicksal, diesmal durch den General von Seydlitz vertreten, machte ihm diesen Entschluß in so fern leichter, als ihm fast keine Wahl übrig blieb.

Der General ließ den Unteroffizier aufsuchen, und zu sich bescheiden.

Karl riß sich daher von seiner schönen Wirthin los und folgte augenblicklich dem Rufe seines Generals.

„Höre!" sagte dieser, „ich muß an den König rapportiren, was hier vorgegangen ist, und ihm melden, was ich nun zu thun gedenke. Niemand ist besser dazu geeignet, diese Depesche zu überbringen, als Du. Da hast Du sie und hier auf diesem Papiere findest Du Deinen Weg vorgezeichnet. Sattele und mache Dich sogleich auf den Weg. Ein Husar wird Dich begleiten. Nimm Dich aber in Acht, daß Du nicht in die Hände der Feinde fällst, und sollte dies dennoch geschehen, so vernichte zuvor die Depesche! Hast Du mich verstanden?"

„Ja, Herr General!"

„So mache Dich ohne allen Verzug auf! Wir sehen uns bald wieder, lebe wohl!"

Karl ging und fand draußen schon den Husaren zu Pferde wartend, und sein eigenes Pferd gesattelt und gezäumt, bereit.

Erstaunt sah er den Husaren an.

„Auf Befehl des Herrn Generals!" sagte dieser.

„Ich habe aber noch einige Sachen in meinem Quartiere."



Digitized by Google

„Sind schon Alle hier, ich habe sie geholt. Na, aber Ihre Wirthin, Herr Unteroffizier, ist eine bildschöne Frau. Teufel noch einmal, sie riß sich die Haare aus, als sie hörte, daß Sie fort müßten. Sie wollte absolut mit uns ziehen, und weinte und schrie zum Erbarmen. Alle Wetter, so hat mir noch Keine gefallen."

Er strich sich schmunzelnd seinen ungeheuren Bart, der fast das ganze wettergebräunte, narbige Gesicht bedeckte, und schloß dann mit der Frage:

„Wie haben Sie das angefangen, Herr Unteroffizier, diese schöne Person, so verliebt zu machen?"

„Ich habe mich nicht um sie bekümmert!" antwortete Karl, bestieg sein Roß und trabte davon.

Der Husar folgte ihm und brummte: „dann will ich mich auch um Keine mehr bekümmern; vermuthlich laufen sie alsdann Alle hinter mir her. Das wäre eine wundervolle Geschichte!"

## Zehntes Kapitel.

**Wie Karl ein Kloster erobert und zwei Marien seine Feinde werden. Seine Thaten in der Schlacht bei Roßbach.**

Karl trabte am anderen Tage mit seinem Husaren durch eine Gegend mit waldbekränzten Bergen.

Der Himmel war mit Wolken bedeckt, die von einem heftigen Sturme gejagt wurden, und nur selten zeigte sich ein Fleckchen heiterer Himmel, durch welches die Abendsonne ihre letzten Strahlen auf die vor dem Sturme sich neigenden Wipfel der Bäume senden konnte.

Schon fielen einzelne Regentropfen aus den dunkeln

Digitized by Google

Wolken des Himmels, und es schien eine böse Nacht hereinzubrechen.

„Das Wetter wird immer schlechter," sagte Karl zu dem hinter ihm reitenden Husaren, „und wenn wir kein Obdach erreichen, so werden wir uns im Dunkel der Nacht verirren. Es ist aber keine erfreuliche Aussicht, diese stürmische Regennacht unter den Bäumen des Waldes hinzubringen."

„Das wäre noch nicht das Schlimmste," antwortete der Husar. „Haben Sie denn aber ganz vergessen, daß wir acht Meilen geritten sind, ohne etwas zu genießen? Mir wäre eine kleine Herzstärkung sehr angenehm, besonders, da wir bald ganz durchnäßt sein werden. Mein schöner neuer Pelz wird gut eingeweicht werden. Aber ich mache mir gar nichts daraus, den besten Pelz zu verderben, den je ein Husar trug, wenn ich nur etwas zu essen hätte."

„Reden macht die Sache nicht besser!" sagte Karl. Sieh' Dich um, ob Du nicht in der Ferne ein Dorf, ein Haus, oder einen Menschen erblickst, der uns den Weg zeige, auf welchem wir unter Obdach kommen, wo Du zugleich Deinen Hunger stillen kannst."

„Meinen Hunger! Hungert Sie denn nicht?"

„Vorwärts, vorwärts! Kümmere Dich nicht um meinen Hunger."

„Ich gehe schon — oder vielmehr, ich reite schon!" sagte der Husar verdrießlich. „Aber wo finden wir uns wieder?"

Karl sah sich um. In der Ferne bemerkte er eine Anhöhe, die dicht belaubt war.

„Siehst Du jene Anhöhe?" fragte er, und zeigte mit dem Finger dahin.

Der Husar nickte.

„Dort werde ich auf Dich warten."

Digitized by Google

Der hungrige Husar gab seinem Rosse die Sporen und sprengte davon. Der Wald wurde aber immer dichter, und er war genöthiget, sich bald rechts, bald links zu wenden, ja öfters wieder zurückzureiten, weil er nicht durchkommen konnte. Zuweilen hielt er an, und horchte auf einen fernen Schall, in der Hoffnung, irgend einer menschlichen Wohnung nahe gekommen zu sein. Aber sein Suchen war vergebens.

Nach vielen erfolglosen Anstrengungen sah er sich genöthiget, seine Richtung nach der bewaldeten Anhöhe zu nehmen, wohin Karl ihn beschieden hatte.

„Es war vergebens, nicht wahr?" rief ihm dieser am Fuße der Anhöhe entgegen. „Wir wollen unsere Pferde unter einer dicht belaubten Kastanie anbinden, und das Ungewitter abwarten."

„Ich habe viel in meinem Leben erfahren," sagte der betrübte Husar, „aber so, wie heute, hat mich noch nie gehungert. Freilich, wer das Waffenhandwerk erwählt, muß sich dergleichen immer gefallen lassen. Inzwischen gebe ich die Hoffnung noch nicht auf — — horch — — geht da nicht Jemand?"

Sie waren abgestiegen und schritten, die Pferde am Zügel führend, den Berg hinan, als sie ein leichtes Rauschen in den Blättern vernahmen, die, von den Bäumen abgefallen, im Grase lagen, und bald darauf ein leichter Fußtritt ihr Ohr traf, der die Frage des Husaren veranlaßte.

Karl nickte ihm darauf zu und der Husar sprang einige Schritte vorwärts.

„Halt!" brüllte er. „Wer Du auch seiest, steh' im Namen Gottes, und rette ein zahlreiches Heer verhungerter Husaren und so dergleichen, von einem unbeschreiblichen Elende!"

Digitized by Google

Aber es antwortete Niemand.

Der Husar schlang den Zügel seines Pferdes um einen dürren Ast, und stürzte der Stelle zu, von wo er glaubte, das Geräusch vernommen zu haben.

Er that dies mit einem Ungestüm, wie Einer, der fest entschlossen ist, selbst mit Lebensgefahr sein Vorhaben auszuführen.

Der Pfad, den der Husar einschlug, kreuzte eine Art von wilder Hecke, die er durchbrach, als seien es Strohhalme. Jenseits der Hecke war ein Weg, auf dem ein Mann ging. Der Husar kam durch die Hecke wie eine Kanonenkugel und flog auf jenen Mann mit einer solchen Gewalt zu, daß er ihn über den Haufen rannte, und dann nach einigen taumelnden Schritten selbst zu Boden stürzte.

„Ahi!“ schrie er mit Löwenstimme — „ich habe ihn, kommen Sie her, Herr U—K—Oberst.“

Zuerst wollte er Unteroffizier, dann aber Kapitain sagen. Es schien ihm aber besser, Karl sofort zum Obersten zu machen.

Karl kam heran.

„Wen habt Ihr denn, Ihr ungeschliffener Geselle, der die Leute im Walde niederrennt?“ fragte der Fremde, indem er sich bemühete, aufzustehen.

„Das weiß ich nicht!“ antwortete der Husar, sich ebenfalls aufraffend und einen Blick auf seinen Gegner werfend.

„Gott stehe mir bei,“ fuhr er dann fort, „ich weiß es doch, Ihr seid ja gar ein Mönch!“

„Das sieht ein Blinder!“

„Ach, lieber Herr Pater, wo geht Ihr denn hin?“

„Nach meinem Kloster!“

„Nehmt mich mit, nehmt mich mit. In den Klöstern giebt es zu essen.“

„Habt Ihr denn so großen Hunger, Herr Husar?“

Digitized by Google

„Der frägt noch erſt!“ ſagte der Huſar, einen ſummervollen Blick auf den herankommenden Unteroffizier werfend.

„Nun dann, verſetzte der Mönch, „das Kloſter iſt nicht weit, und ich kann Euch dahin führen, zweifle auch nicht daran, daß der Herr Prior Euch aufnehmen und beherbergen wird.“

„Vorwärts denn!“ ſagte Karl.

Der Mönch brachte ſein langes grauwollenes Gewand wieder in Ordnung, reinigte ſeinen ſchwarzen Mantel und das weiße Tuch, welches Kinn und Hals bedeckte und bis auf die Bruſt herabhing. Dann zog er den um die Hüften geſchlungenen Hanfſtrick zuſammen, an welchem Roſenkranz und Kruzifix hingen, und ſchritt mit ſeinen bloßen Füßen vorwärts. Karl und ſein Huſar folgten ihm, ihre Pferde am Zügel führend.

Das Kloſter lag am Rande des Waldes auf einer kleinen Anhöhe und man gelangte bald dahin. Es war ein weitläuftiges Gebäude, mit einer großen, ſchönen Kirche und mehreren großen Gärten, die innerhalb der Ringmauer lagen.

Dieſe Mauern waren ſtark und hoch, und hatten mehrere Thürme, die in alter Zeit zur Vertheidigung beſtimmt geweſen waren.

Ein hohes feſtes Thor bildete den Eingang und war verſchloſſen.

Der Mönch zog an einem außen herabhängenden Seil und alsbald ertönte im Innern des Kloſters eine heiſere Glocke.

Es erſchien ein Wächter am Thore, der eine kleine Pforte öffnete, um zu ſehen, wer Einlaß verlange.

„Tretet ein, ehrwürdiger Herr!“ ſagte er zu dem Pater. Aber was habt Ihr da für Geſellſchaft?“

„Es ſind verirrte Soldaten, die geſpeiſet ſein wollen,“

Digitized by Google

antwortete der Pater. „Da nun der Herr Prior gern an Reisenden Gastfreundschaft übt, so — —“

„Ich kann sie nicht einlassen,“ unterbrach ihn der Pförtner. „Der Herr Prior hat es auf das Strengste verboten, irgend welches liederliche Gesindel, Mörder und Räuber, in das Kloster aufzunehmen, besonders in den jetzigen kriegerischen Zeiten und diese beiden Soldaten sehen sehr blutgierig aus. Sie sollen mit meinem Willen das Thor nicht passiren.“

„Nun also gegen Deinen Willen!“ sagte Karl und gab dem Husaren einen Wink. Dieser stürzte sich sofort auf den Wächter und warf ihn zu Boden, während Karl in die Pforte eindrang und sie offen hielt.

Als der Husar den Wächter gebunden hatte, zwang Karl den zitternden Pater, voran zu gehen, und den Weg nach der Zelle des Priors zu zeigen.

Der Lärm hatte inzwischen die sämmtlichen Paters versammelt, und selbst der Prior war herbeigekommen.

Es waren 10 bis 12 Mönche, größtentheils schon bei Jahren, jedoch befanden sich einige rüstige Männer darunter, die sich wohl auf einen Kampf hätten einlassen können.

„Zieh Deinen Säbel und hole unsere Pistolen!“ sagte Karl zu dem Husaren, indem er selbst sein Schwert zog.

Der Husar sprang zu den Pferden, zog die Pistolen aus den Halftern und kam augenblicklich zurück. Karl ergriff seine Pistole und es knackten die Hähne.

Da fielen sämmtliche Mönche, den Prior an der Spitze, auf die Knie nieder und der Prior rief:

„Gnade, Gnade, wir ergeben uns in das unvermeidliche Schicksal, nur schont unseres Lebens!“

„Euer Leben!“ sagte Karl. „Wir verlangen es nicht, sondern bitten nur um Herberge für den heutigen Tag.“

Der Prior erhob sich und sagte demüthig:

Digitized by Google

„Die gewähren wir gern und es hätte deshalb keiner Gewaltthat bedurft."

„Man hat uns aber den Eintritt in das Kloſter verweigert!" ſagte Karl.

„Wer?"

„Dort, jener Pförtner!"

„Er ſoll beſtraft werden. Liebe Herren, im Namen Gottes, ſteckt Eure Schwerter ein und thut die Schießwaffen weg, damit kein Unglück geſchehe. Tretet ein und was unſer armes Kloſter vermag, ſoll für Euch geſchehen."

„Das laſſe ich mir gefallen," ſagte der Huſar und ſteckte den Säbel ein.

Man führte ſie ehrerbietig in einen Saal, deckte die Tiſche, und bald ſaßen die beiden Abenteurer wohlgemuth zwiſchen den Mönchen und ließen es ſich ſchmecken.

Zwar erregte es einigen Anſtoß, daß ſie ſich nicht bekreuzten, als der Prior das Tiſchgebet ſprach und mehr als Einer der Mönche ließ leiſe das Wort „Ketzer" hören. Als Karl aber im Laufe des Geſprächs äußerte, daß er und ſein Begleiter zur Armee des Königs von Preußen gehöre, ſchien man es ganz in der Ordnung zu finden, daß ſie keine Katholiken ſeien, und ſie nur mit Erſtaunen zu betrachten. Denn man hielt hier die Soldaten des Königs von Preußen für eingefleiſchte Teufel, und verwunderte ſich, ſo gutmüthige Männer in dieſen Teufeln zu finden, die außerdem, daß ſie das Herz auf dem rechten Flecke hatten, faſt eben ſo, wie die übrigen Menſchen waren.

Während nun die beiden Abenteurer bei Tiſche ſitzen und manche Flaſche leeren, wollen wir uns in die Kirche des Kloſters verfügen, und ſehen, was dort vorgeht.

Das Innere der Kirche lag in heiliger Dämmerung, und nur von der Statue der heiligen Jungfrau ſtrahlte ein Lichtſchein aus. Dieſe Statue war mit goldenen und ſilbernen

Digitized by Google

Kleidern bedeckt. Edelsteine strahlten aus dem Diadem ihres Hauptes, und von den Armen und Händen, die in dem Scheine der Wachskerzen flimmerten, welche rings um die Mutter Gottes brannte.

Eine junge Frau, die von Schönheit strahlte, kam leise durch den Eingang der Kirche und näherte sich dem Muttergottesbilde. Sie trug ein Körbchen auf dem Arm, in welchem die Geschenke waren, die sie für die Jungfrau Marie bestimmt hatte.

Sie kniete vor der Statue nieder, betete ihren Rosenkranz leise ab, küßte den Mantel, die Bänder, die Kerzen und Alles, was sie mit ihren Lippen erreichen konnte; dann legte sie leise ihre Gaben zu den Füßen der Statue nieder, und betete zuletzt halblaut, indem sie die Augen zu ihrer Schutzheiligen emporhob, und mit rührender Inbrunst die Hände faltete:

„O heilige Jungfrau, beschütze ihn, den ich liebe, und befreie ihn aus aller Gefahr. Karl liebt mich nicht wieder. Heilige Marie, rühre sein Herz, daß er meine große Liebe zu ihm erkenne und sie erwidere."

Ihre Thränen flossen bei diesem Gebete.

Endlich wendete sie sich ab, um die Kirche zu verlassen, und nun sah sie erst, daß sie nicht allein bei dem Heiligenbilde war.

Denn ein junges, schönes Mädchen brachte der heiligen Jungfrau ebenfalls ihre Huldigungen dar. Aber wie verschieden war sie von der bescheidenen ersten Beterin.

Sie hatte die edle und majestätische Miene einer Prinzessin; war in ein glänzendes Kleid gehüllt; Diamanten blitzten an den Armen, Händen und Ohren. Auf dem Kopfe hatte sie ein Hütchen von Sammet mit Blumen und Federn; auf den Schultern einen kostbaren Mantel von Seide und

Digitized by Google

ihre Schönheit war so groß, daß sie all' diesen Schmuck überstrahlte.

So that die Fremde, der auf Erden nichts zu fehlen schien, und die dennoch die heilige Jungfrau mit derselben Inbrunst anflehete, wie die andere junge Frau.

Ihre Gabe, welche eben so kostbar, als anmuthig war, bestand in einer Rose mit zwei Knospen aus edlen Steinen, die sie der heiligen Jungfrau an einem Zipfel des Mantels befestigte.

Die erste junge Frau wollte sich, durch den Anblick einer so hohen Pilgerin eingeschüchtert, entfernen und grüßte erröthend die schöne Unbekannte, als diese sie durch ein Zeichen zurückhielt und mit leiser Stimme fragte:

„Das ist doch hier die heilige Jungfrau, die Beschützerin der Liebenden?"

„Ja wohl, gnädiges Fräulein, der Liebenden, der Bräute und jungen Ehegatten."

„Glauben Sie an ihren Schutz?"

„Meine ganze Hoffnung ruhet auf ihr, deshalb bin ich den weiten Weg von Gotha hierher gekommen."

„Von Gotha!" sagte die Unbekannte. „Wollen Sie mit mir zu ihr beten?"

Dies Verlangen wurde mit so viel Anmuth und mit so sanfter Stimme gestellt, daß es nicht zurückgewiesen werden konnte.

„Gern!" antwortete daher die junge Frau. „Aber für wen sollen wir beten?"

„Für ein armes Herz, das liebt, und den Gegenstand seiner Wünsche nicht erlangen kann."

„Dann muß ich aber Ihren Namen wissen."

„Ich heiße Marie."

„Wie ich!"

„Ach, um so besser. Dann sind wir Schwestern im Himmel. Sie beteten wohl für Ihren Bräutigam?“

„Meinen Bräutigam? Ach, wenn er es wäre. Mein Gebet ist das Ihrige.“

„Ah! Er verschmäht Sie?“

„Ich glaube, er liebt mich, aber nicht genug, um sein Schicksal an das Meinige zu binden.“

„Das ist traurig, es bleibt Ihnen aber doch immer noch Hoffnung. Mir bleibt keine.“

„Warum nicht?“

„Er ist tief unter meinem Stande. Mein Vater ist ein Prinz, und der, den ich liebe, ist ein einfacher Soldat des Königs von Preußen. Aber er ist ein Mann, wie der Kriegsgott selbst. Er hat mir das Leben gerettet.“

„Er heißt?“

„Seinen eigentlichen Namen weiß ich nicht, oder habe ihn vergessen. Sein Vorname ist Karl.“

„Karl? Und seine Uniform?“

„O, sie steht ihm prächtig. Blau mit silbernen Litzen, hohe Stiefel mit Sporen, einen Hut mit wehender Feder.“

„Er ist es!“

„Wer?“

„Es ist Karl, den ich liebe.“

„Und er?“ fragte hastig das Fräulein.

„Er sagt, er würde mich lieben, wenn er nicht andere Pflichten hätte.“

Das Fräulein drückte der jungen Frau die Hand.

„Ich liebte ihn so sehr,“ sagte sie. „Wir wollen die heilige Jungfrau bitten, daß sie Trost und Heilung in unsere Herzen gieße und den Undankbaren strafe. Er hat ein Herz von Stein, wenn er Ihnen widerstehen kann.“

„Ach, wenn er Sie gesehen hat, wundert es mich nicht, daß er mich verschmäht. Ich will ihn aber hassen.“

Digitized by Google

„Recht! hassen wir ihn, das ist der Anfang unserer Genesung. Lassen Sie uns beten.“

Beide junge Frauen knieten nun von Neuem vor dem Bilde nieder, und baten die Gottesmutter, die Liebe aus ihren Herzen zu bannen.

Dann erhoben sie sich, getröstet durch ihr gemeinschaftliches Unglück, wieder, und sahen sich an.

„Wie sind Sie in diese Wildniß gekommen?“ fragte die junge Frau das Fräulein.

„Mein Vater läßt die französische Armee in der Nähe lagern und da ich von diesem wunderthätigen Muttergottesbilde hörte, bin ich hergekommen, um zu beten.“

„Ich auch, nachdem der Undankbare mich verlassen hat.“

„Wie, er war bei Ihnen?“

„Er wohnte in Gotha bei mir.“

In diesem Augenblick hörten sie leisen Sporenklang hinter sich. Erschrocken dreheten sie sich um, und entdeckten in der Dämmerung der Kirche die hohe Gestalt Karls; der von dem Mahle herabgekommen war, um die Kirche zu besehen.

„Karl!“ riefen Beide.

Karl erstaunte, trat näher heran und erkannte die beiden Frauen.

„Marie!“ rief er verwundert aus.

Das Fräulein trat ihm entgegen.

„Undankbarer!“ sagte sie ernst, „entferne Dich von diesem heiligen Orte. Diese schöne junge Frau liebte Dich mit allen Kräften ihrer Seele und ihres Herzens; — was ich für Dich fühlte, ist Dir bekannt. Du hast uns beide verschmäht, und wir haben die heilige Jungfrau gebeten, uns von unserer Liebe zu heilen. Sie hat uns erhört, und nun hüte Dich vor unserer Rache.“

Digitized by Google

Sie entfernte sich mit diesen Worten und zog die junge Frau mit sich fort, die aber noch einen Blick auf Karl warf, der keineswegs sehr nachsichtig aussah.

„Donnerwetter!“ ertönte neben Karl eine tiefe Baßstimme, „die hat Ihnen eine Predigt gehalten, Herr Unteroffizier. Ach, was für schöne Mädchen, warum lieben sie mich nicht? Sie sind gar kein Mensch, kein Mann, kein, kein —“

Karl sah sich um, und erblickte das grinsende Gesicht seines alten Husaren.

„Was willst Du hier?“ fragte er kurz.

„Ihnen nur sagen, daß auf der andern Seite des Klosters eine schöne Kutsche hält, mit vier Pferden bespannt, wobei acht oder zehn Franzosen, als Bedeckung sind. Französische Kavalleristen! Wollen wir die ganze Sippschaft gefangen nehmen?“

„Wir beide?“

„Nun, wir werden doch wohl mit zehn Franzosen fertig werden?“

„Ich denke wohl, im freien Felde. Aber hier in den Gebäuden des Klosters könnte es anders kommen. Sie sprach von Rache,“ sagte er leise zu sich selbst, „und könnte Wort halten wollen. Wir haben uns erfrischt,“ fuhr er dann laut fort, „unsere Pferde sind gefüttert und getränkt, und ich habe Eile. Führe die Pferde vor, wir wollen sogleich fort.“

„Aber die Nacht wird bald einbrechen.“

„Thut nichts, wir haben einen geraden Weg vor uns, da von hier aus, wie ich erfahren, die große Straße nicht fern ist. Also rasch vorwärts!“

Der Husar holte die Pferde. Karl nahm dankend Abschied von dem Prior, der ihn vergebens zu bewegen suchte, eine Nacht im Kloster zu bleiben, da er ihn lieb

Digitized by Google

gewonnen hatte. Die Mönche standen lauernd umher, als ob sie auf etwas warteten.

Karl sprengte mit seinem Husaren nach dem geöffneten Thore. Aber in dem Augenblick, als sie dasselbe erreichten, fuhr eine Kutsche draußen vorüber, der etwa zehn französische Gensd'armen folgten. Letztere bogen von der in einiger Entfernung still haltenden Kutsche ab, und ritten auf ihren großen, schwerfälligen Pferden nach dem Thore, das sie beinahe erreicht hatten, als Karl und sein Husar auf ihren schnellen Rossen, wie zwei Vögel daraus hervorflogen.

„Ah, Preußen — da sind sie. Drauf!" riefen die französischen Gensd'armen. „Haut sie nieder!"

Gesagt war das bald. Aber indem die Franzosen sich auf ihren schweren Rossen abarbeiteten, um stattlich heranzugaloppiren, waren die beiden Preußen schon auf der anderen Seite des Weges, warfen ihre Pferde herum, zogen ihre Säbel aus den Scheiden und die Pistolen aus den Halftern, und augenblicklich knallten zwei Pistolenschüsse.

Einer der Gensd'armen sank getroffen vom Pferde, ein zweiter, dessen Pferd erschossen war, stürzte mit demselben zu Boden. Und jetzt sprengte Karl und der Husar heran, mit geschwungenen Säbeln. Sie hieben ein und zwei von den Franzosen waren wiederum kampfunfähig. Die übrigen sprengten mit großem Geschrei nach allen Richtungen auseinander. Der Husar wollte ihnen kampfesmuthig folgen, indem er schwor, daß Keiner davon kommen sollte, aber Karl rief ihn zurück, wischte seinen Säbel ab, steckte ihn ein, und ritt an den Wagen, in welchem leichenblaß die beiden Marien saßen.

„War das die verheißene Rache?" fragte er mit glühendem Gesicht. „Ich bitte, den Herrn Prinzen von Soubise von mir zu grüßen, vielleicht besuche ich ihn bald einmal wieder, und danke vorläufig für den guten Willen. Adieu!"

Digitized by Google

Er flog davon.

Bevor der Husar ihm folgte, steckte dieser sein gelbbraunes, vernarbtes Gesicht mit den verzottelten Bärten in den Wagenschlag und grinsete die beiden jungen Frauen auf seine Weise freundlich an.

Sie schrien erschreckt laut auf.

„Na, na," brummte er, „ich thue Euch nichts, schöne Kinderchen, wollte Euch nur einmal sehen."

Und dahin flog er, seinem Gefährten nach.

Aber beide Marien brachen in Thränen aus.

„Welcher Mann," sagte das Fräulein, „er spielt mit der Gefahr und mit dem Tode. Aber ich hasse ihn jetzt!"

„Ich werde ihn wenig lieben!" stöhnte ihre Gefährtin.

Die Mönche kamen herbei, um die verwundeten Franzosen in das Kloster zu tragen.

„Das waren Soldaten des Königs von Preußen!" sagte der Eine.

„Es sind wahre Teufel!" versetzte ein Anderer.

„Greifen zwei Mann zehne an!" rief ein Dritter.

„Zehne, auf baumstarken Rossen, werfen die Hälfte nieder und jagen die anderen in die Flucht."

„Alles mit Hülfe des Teufels!"

„Nun ja, ihr König soll ein großer Zauberer sein!"

„Anders ist es auch nicht möglich."

„Schnell, schnell, ehrwürdige Brüder," rief der Prior. Wir wollen das Thor schließen."

Die Mönche trugen die Verwundeten hinein.

Inzwischen hatten sich die verjagten Gensd'armen wieder bei dem Wagen eingefunden, und ihr Offizier, der keinen Schaden genommen hatte, weil er zuerst Reißaus nahm, fragte mit einem zierlichen Kompliment nach den Befehlen des gnädigen Fräuleins, wobei er rapportirte, daß der Feind

in die Flucht geſchlagen worden und nichts mehr von ihm zu ſehen ſei.

Das Fräulein lächelte bitter.

„Nach dem Lager!“ ſagte ſie.

Und der Wagen fuhr ab; die franzöſiſchen Gensd'armen puckelten hinter ihm her.

---

Friedrich der Große hatte ſeine Stellung bei Erfurt verlaſſen und war nach Sachſen gegangen.

Karl war glücklich bei der Armee eingetroffen und hatte ſeine Depeſchen abgegeben. Der König unterhielt ſich lange ſehr gnädig mit ihm, und ließ ſich ſeine Abenteuer erzählen, wovon natürlich die Liebesgeſchichten ausgeſchloſſen waren. Doch konnte dies nicht ſo vollſtändig geſchehen, daß der König nicht etwas gemerkt hätte. Er drohete deshalb lächelnd mit dem Finger und ſagte: „Erzähle das nicht in Potsdam, wenn Du dahin zurückkehrſt, damit eine gewiſſe Perſon nicht weiter nachforſcht, der Du beſſer beichten mußt, als mir.“

Ueber Seydlitz's Thaten lachte er herzlich und ließ ſich von Karl möglichſt genaue Nachrichten über die franzöſiſche und Reichsarmee, ſo wie über die Perſönlichkeit ihrer Anführer geben.

Dann befahl er, daß Karl vorläufig bei der Kavallerie bleiben ſolle, „bis auf weitere Ordre,“ ſagte er, beſchenkte den Unteroffizier reichlich und entließ ihn.

Die Franzoſen und Reichsvölker gingen über die Saale und näherten ſich Leipzig.

Der König rückte ihnen entgegen.

Man ſah das feindliche Lager von ferne und die Huſaren, welche näher herangeritten waren, bemerkten, daß

Digitized by Google

eine sehr mangelhafte und sorglose Bewachung desselben stattfand.

Karl's Husar, der Franz hieß, war auf Befehl des Königs noch immer bei ihm und erzählte ihm, daß man sehr leicht in das französische Lager eindringen könne.

„Ich habe dem Prinzen Soubise noch einen Besuch versprochen," sagte Karl lachend. „Wie wäre es, Franz, wenn wir heute Abend einen Versuch machten, in das Lager einzudringen?"

„Einen Versuch? Nein, einen Versuch mache ich nicht, ich dringe ohne Weiteres ein, mag daraus entstehen was da will?"

„So meine ich es ja auch, wenn wir nur hineinkommen können. Aber wir Beide allein? Soll ich es dem Könige sagen?"

„Ach was! Alle Abende reitet von unserem Regiment eine Patrouille von fünf Mann. Die bringe ich mit, und dann sind wir stark genug, das französische Lager zu überfallen und den Prinzen nebst dem schönen Fräulein herauszuholen. Aber wissen Sie was? Wenn Sie die schöne Junge dann nicht haben wollen, so überlassen Sie mir dieselbe, ich — — —"

„Du bist wohl toll, Kerl!"

„Nun ja, ich möchte gern ein schönes Lösegeld für sie haben, hol' mich der Deikert! Wenn sie mir so nachliefe wie Ihnen, so hätte ich gesagt: Komm her, mein Mäuschen ich will Dich heirathen. Dann wäre sie vor Freuden außer sich gewesen, und mit mir gegangen, und nun hätte ich an den Herrn Papa einen Brief geschrieben, und wenigstens zehn Thaler für ihre Freiheit gefordert. Wie mancher Schnapps ließe sich dafür trinken!"

„Ach nein!" sagte Karl. Wir sind keine Menschenräuber. Ja, wenn wir den Herrn Prinzen erwischen könnten,



Digitized by Google

wäre es etwas Anderes, aber gegen Weiber führen wir keinen Krieg. Nun, wir wollen es versuchen."

Am Abend desselben Tages ritt eine Patrouille von sechs Husaren unter Karls Anführung, nach dem französischen Lager.

Die wenigen ausgestellten Posten vermieden sie leicht, und befanden sich bald in den Lagergassen der Franzosen.

Sie ritten langsam dahin und beobachteten die tiefste Stille. Selbst die Pferde der Preußen schienen es zu wissen, mit welcher Gefahr eine Entdeckung der kleinen Schaar verbunden sein würde, und machten nicht das geringste Geräusch.

Karl sah sich beharrlich nach einem großen, ausgezeichneten Zelte um, in welchem er den Prinzen vermuthen durfte; doch konnte er ein solches nicht erblicken.

„Wahrscheinlich," dachte er, befindet sich der Prinz gar nicht im Lager, sondern in einem nahen Dorfe, und ich kann ihn daher nicht besuchen; doch soll er erfahren, daß ich hier gewesen bin."

Als er mit seinen hinter ihm reitenden Husaren nun an ein Kavallerie-Lager kam, und die angebundenen Pferde zu wiehern anfingen, sagte er zu seinen Husaren:

„Jetzt können wir nicht länger verborgen bleiben. Die Kavalleristen werden kommen, um nach ihren Pferden zu sehen, und uns entdecken. Drauf! Schneidet so viele Pferde los, als Ihr könnt, und nehmt, wo möglich einige mit. Wenn ich pfeife, springt Alles zu Pferde, und dann fort, wie der Wind, dorthin, wo der große Baum stand, den wir sahen, als wir herritten. Da sammeln wir uns."

Im Augenblicke waren vier oder fünf Husaren mitten unter den französischen Pferden, und schnitten so viele los, als sie konnten. Diese galoppirten unter den anderen, noch angebundenen Pferden umher und machten sie wild; sie

Digitized by Google

riſſen ſich auch los, und wieherten. Mehrere ſetzten über die Stallleinen hinweg, manche ſtürzten zu Boden und wälzten ſich umher; andere rannten gegen die Zelte, worin die Soldaten ſchliefen, und ſtürzten ſie um, ſich ſelbſt aber mitten unter die Soldaten. Es wurde Lärm, und bald ein großer Spectakel.

Alles lief durch- und gegeneinander, rief und fragte und ſchrie, und Niemand wußte Auskunft zu geben, was eigentlich vorgehe.

Endlich wurden die preußiſchen Huſaren geſehen und der Ruf ertönte: „Preußen im Lager! Wir ſind überfallen. Feinde! Feinde!“

Nun ertönte ein heller Pfiff; mehrere Huſaren ſprangen mit geſchwungenen Säbeln unter die ſchreienden Franzoſen, ergriffen einige und ſchleppten ſie fort. Andere franzöſiſche Soldaten, die ein gleiches Schickſal befürchteten, liefen davon, wodurch die Huſaren ſo viel Friſt gewannen, die Gefangenen zu nöthigen, einige ungeſattelte Pferde zu beſteigen, welche ſie vor ſich hertrieben, und dann davongaloppirten.

Als ſie ſich bei dem großen Baume zuſammenfanden, fehlte Keiner und ſie hatten zehn franzöſiſche Pferde erbeutet und fünf Gefangene gemacht.

Nun hörten ſie in der Ferne Kavallerie daherkommen, welche die endlich zur Beſinnung gekommenen Franzoſen zur Verfolgung ausſandten. Bevor aber dieſe die Richtung ermittelt hatten, in welcher die Huſaren davongeritten waren, befanden ſich Letztere mit ihren gefangenen Soldaten und erbeuteten Pferden ſchon im preußiſchen Lager und ſpotteten jeder Verfolgung.

Der König erfuhr dieſen Streich am anderen Morgen, und ließ Karl mit den Huſaren, die er bei ſich gehabt hatte, zu ſich kommen. Karl mußte ihm erzählen, wie ſie in das

Digitized by Google

feindliche Lager gedrungen waren, und schüttelte lächelnd mit dem Kopfe.

Er beschenkte die Husaren reichlich, und überließ dem Unteroffizier die erbeuteten Pferde.

Diese Aeußerung des Königs vernahmen mehrere gegenwärtige Kavallerie-Offiziere, und bevor Karl vom Platze ging, hatte er die Pferde schon zu hohen Preisen verkauft.

In dem französischen Lager machte dieser Ueberfall eine sehr große Sensation.

Am andern Tage wurde ein Kriegsrath gehalten.

„Meine Herren," sagte der Prinz Soubise, „wir sind gestern in unserem Lager überfallen worden, und wenngleich sich der Feind bald wieder zurückgezogen hat, ohne uns erheblichen Schaden zuzufügen, so erfordert es doch unsere Ehre, daß wir uns rächen. Ja, meine Herren, wir müssen etwas thun."

„Ja!" antwortete ein General, „es kann nicht anders sein, als daß sich eine preußische Kolonne verirrt hat, und so zufällig in unser Lager gekommen ist. Als sie ihren Irrthum gewahr geworden, hat sie sich schnell wieder davongemacht. Die Preußen reiten schnell, was zum Retiriren sehr gut ist."

„Anders kann es nicht sein," sagte ein zweiter General, aber dennoch hat der gnädige Herr Recht, wir müssen sehr bald angreifen, sonst geht uns der König von Preußen mit seiner Armee davon, und wir haben das Nachsehen."

„Bon!" nahm ein Anderer das Wort. „Es ist aber noch zu erwägen, ob es unserer großen Armee auch Ehre bringt, sich mit dem kleinen preußischen Häuflein zu schlagen und es zu überwinden. Ich fürchte, wir machen uns dadurch lächerlich. Was würden sie in Paris dazu sagen?"

„Das ist zwar richtig," sagte der erste General, „aber wir wollen ja auch nicht schlagen. Eine Schlacht wäre

Digitized by Google

freilich lächerlich; indeſſen, wir wollen die ſogenannte preußiſche Armee nur gefangen nehmen, aufheben, was eine ſehr kurze Prozedur ſein wird."

„Sehr richtig!" entſchied der Prinz Soubiſe. „Wir müſſen ſo manövriren, daß wir ihnen die Flanken abgewinnen und in den Rücken kommen, dann haben wir ſie!"

Bei dieſem Beſchluſſe blieb es und der Kriegsrath wurde aufgehoben.

Am andern Tage, es war der 5. November 1757, bemerkten die Franzoſen, daß ſich der König etwas zurückgezogen hatte.

Dies beſtärkte ſie in ihrer Meinung, daß die Preußen ſich zu retten ſuchten, und es fiel ihnen nicht ein, daß der König ſie auf ein für ſeinen Plan günſtiges Terrain locken wollte.

Sie gingen in die Schlinge, brachen mit ihren 60,000 Mann auf, um die 22,000 Preußen gefangen zu nehmen.

Ein Theil der franzöſiſchen und Reichsarmee blieb den Preußen gegenüber ſtehen; ein anderer Theil marſchirte ihnen in die rechte und linke Flanke. Dieſe ſollten dem Könige in den Rücken kommen, und ſo das Netz zuziehen.

Während des Marſches der Franzoſen ertönte ihre ganze Feldmuſik unabläſſig.

Der Prinz Soubiſe ritt mit ſeinem Stabe vor der Fronte hin und her.

So kam der Mittag heran.

„Nun, was machen die Preußen?" fragte der Prinz einen ſeiner Generale, der heranſprengte.

„Ah, ſie haben ſich wieder gelagert."

„Gelagert?"

„Ja, Zelte aufgeſchlagen, Feuer angemacht und die Soldaten kochen ihr Mittagseſſen."

Digitized by Google

„Während wir sie umzingeln. Können sie denn nicht sehen?“

„Ah, sie sehen sehr gut, daß sie uns nicht entkommen können. Sie sind in Verzweiflung und leisten auf jede Vertheidigung Verzicht.“

„Sehr gut, so muß es sein. Nur immer vorwärts, wir haben sie. Wie heißt doch jenes Dorf dort?“

„Das Dorf? Ich glaube Rossebasche!“

„Rossebasche? Bon! Das wird ein Name sein, der eine denkwürdige That bezeichnet und dem jetzigen Kriege ein Ende macht.“

Während sich die Franzosen so mit Siegeshoffnungen schmeichelten, hatte Friedrich der Große sein Heer allerdings eine rückgängige Bewegung machen lassen.

Bald hielt er aber unweit des Dorfes Roßbach wieder an, und ließ sein Heer lagern.

Er bemerkte die Bewegungen der Franzosen und Reichsvölker sehr wohl, blieb aber ganz gelassen dabei, da er von der Schwerfälligkeit der Manöver seiner Feinde gut unterrichtet war, und andererseits seine Armee mit der größten Geschwindigkeit in Schlachtordnung stellen konnte.

Er befahl daher, daß die Truppen abkochen sollten und setzte sich selbst mit seinen Generalen zu Tische, als ob er im tiefsten Frieden lebe und etwa eine Landparthie gemacht habe.

Das preußische Lager stand demgemäß unbeweglich und es war kein aufmarschirtes Regiment, ja keine Kompagnie, zu sehen. Alle Soldaten waren mit ihrer Mahlzeit beschäftiget, die freilich für manchen die letzte war.

Die Erwartung der Franzosen war auf das Höchste gespannt.

Endlich um 2 Uhr gab der König Befehl, die Zelte abzubrechen.

Digitized by Google

Die Franzoſen ſahen mit Erſtaunen, daß das Lager plötzlich verſchwand und ſtatt deſſen die preußiſche Armee unter dem Gewehr ſtand.

In demſelben Augenblick bewegte ſie ſich aber auch ſchon.

Friedrich der Große ritt auf eine Anhöhe und begegnete dort dem Unteroffizier Karl Schmidt, der von Seydlitz mit zehn Huſaren abgeſchickt worden war, um einen Weg zu unterſuchen, und jetzt zurückkehrte.

„Nun," ſagte er, „wohin?"

Karl ſagte es ihm.

„Gut" antwortete der König. „Du ſollſt dieſe zehn Huſaren unter Deinem Kommando behalten und mit ihnen agiren. Sage es dem General. Ich will ſehen, was Du machen wirſt."

Karl ritt weiter und ſtieß bald auf die preußiſche Kavallerie, die unter Führung des General von Seydlitz vor der Infanterie herzog.

Er verſchwand bald hinter einigen Hügeln, wo ſie für die Franzoſen nicht ſichtbar war und die Infanterie machte Halt.

Die Franzoſen aber ſetzten ihren Umzingelungsweg unter lautem Muſiziren immer fort.

Aber plötzlich kam Seydlitz hinter den Hügeln hervor und die preußiſche Reiterei ſtürzte mit Vogelſchnelle auf den franzöſiſchen rechten Flügel, der keine Zeit übrig behielt, ſich zur Schlacht zu formiren.

Die franzöſiſche ſchwere Kavallerie wurde von den preußiſchen Huſaren angegriffen und über den Haufen geworfen. Wie Spreu ſtäubte ſie auseinander.

Dann ſtanden da zwei öſterreichiſche Kavallerie-Regimenter. Sie blieben in der allgemeinen Verwirrung ſtand-

Digitized by Google

haft, aber es war vergebens. Sie wurden von der preußischen Kavallerie angegriffen und zurückgeworfen.

Soubise ließ sein Reserve-Korps vorrücken. Allein jetzt hatte sich die preußische Artillerie auf den Anhöhen etablirt und empfing die französische Infanterie mit einem mörderischen Kanonenfeuer.

Darauf rückte die preußische Infanterie vor und gab ein regelmäßiges Musketenfeuer, wie bei Musterungen.

Das hielten die Franzosen nur dreimal aus. Da die Kavallerie auf der Flucht war und die Preußen den Franzosen in die rechte Flanke kamen, so wurde der rechte Flügel auf den linken getrieben und es bildete sich hier ein verworrener Menschenknäuel. In diesen stürzten einige preußische Kavallerie-Regimenter und hieben Alles nieder, was sie erreichen konnten.

Die Reichsvölker, welche dem rechten Flügel der preußischen Armee gegenüber standen, der aus zehn Bataillonen unter dem Herzog von Braunschweig bestand, kamen besser weg, denn so wie die ersten Kanonen donnerten, liefen sie sämmtlich davon, so daß die preußische Infanterie gar nicht zum Schuß kam.

Die Reichsvölker sowohl, als die Franzosen, warfen ihre Gewehre weg, um desto besser laufen zu können und die schwere Kavallerie entledigte sich ihrer Küraſſe, Helme und großen Kanonenstiefeln, mit denen die Landstraße nach Erfurt wie besäet war und ritten wie Rasende in alle Welt.

Um sechs Uhr Abends war Alles vorüber, denn die eigentliche Schlacht hatte nur etwa zwei Stunden gedauert. Sie kostete den Franzosen über Zehntausend Mann an Todten und Gefangenen, obwohl außerdem die ganze Armee fast vernichtet war.

Beim Verfolgen war der Schrecken so groß, daß wenige Kavalleristen mehrere hundert Mann gefangen nahmen.

Digitized by Google

Die Preußen hatten nur hundert Todte und einige hundert Verwundete.

Als die preußische Kavallerie die Schlacht eröffnete, befand sich Karl mit seinen Husaren an der Spitze des Seydlitz'schen Regiments.

Es wurde auf eine kurze Zeit Halt gemacht und Karl sah einen schwarz gekleideten Mann, der eine kleine Perrücke unter einem dreieckigen Hute auf dem Kopfe hatte, neben einem gesattelten Pferde stehen. Dieser Mann war bemüht, sich einen großen Kavallerie-Säbel umzuschnallen.

„Wer ist dieser Mann?" fragte er lachend den Husaren Franz.

„Das ist der Feldprediger Balke, vom Seydlitz'schen Regiment!" antwortete der Husar.

Karl stieg vom Pferde und war dem Prediger behülflich, mit dem Säbel in Ordnung und wieder auf das Pferd zu kommen.

„Aber, Herr Prediger," sagte er, „warum bleiben Sie nicht bei der Bagage, und setzen sich der Gefahr aus, einen Schuß zu erhalten?"

„Nicht allein der Gefahr, einen Schuß, sondern auch einen tüchtigen Hieb zu erhalten, will ich mich aussetzen, mein Sohn!" antwortete der Feldprediger. Es stehet geschrieben: „Härte Deine Lenden und vertilge sie mit der Schärfe des Schwertes!" Und als ein Diener des Wortes will ich bei meinen Beichtkindern, als ihr Seelsorger, bleiben, jede Gefahr mit ihnen theilen, zunächst tüchtig mit einhauen, und die Moabiter mit der Schärfe des Schwertes vertilgen helfen und dann die Verwundeten und Sterbenden auf der Schlachtstätte trösten."

Während er dies sagte, schwang er sich mit Karls Hülfe auf sein Roß und zog den Säbel sehr ungeschickt aus der Scheide.

Digitized by Google

Die Husaren lachten heimlich; aber als hiernächst das Signal zum Einhauen von den Trompetern gegeben wurde und der Feldprediger Balke seine Rosinante in Galopp setzte und den Säbel um sein bedreiecktes Haupt schwang, da lachten sie nicht mehr. Denn wo der Feldprediger einfiel, da liefen die Franzosen zuerst davon, weil sie glaubten, er sei der König von Preußen oder der Teufel.

Und solchergestalt machte er die Attaque ruhmvoll mit. Zu trösten bekam er hiernächst sehr wenig, denn es gab nicht viele Verwundete bei seinem Regiment, und Todte gar nicht.

Karl hatte nichts Besseres zu thun, als ebenfalls den Angriff der Reiterei mitzumachen. Er hielt sich in der Nähe des Feldpredigers, um denselben nöthigenfalls zu beschützen. Als er aber sah, wie tapfer der Prediger einhieb und die Franzosen in die Flucht jagte, begann er sich ebenfalls nach Arbeit umzusehen und half den Sieg erringen.

Nachdem auch die französische Infanterie in die Flucht geschlagen war, verfolgte er sie mit seinen Husaren zunächst, und es gelang ihm, mit Hülfe derselben, ein ganzes Bataillon Franzosen gefangen zu nehmen, die ihre Waffen fortwarfen und Pardon schrien, als er Miene machte, auf sie einzuhauen.

Nächstdem brachten seine Husaren einen Wagen von der Kriegskasse herbei, der fast ganz mit Gold gefüllt war. In einer besonderen Abtheilung aber befand sich ein Kästchen voll Kreuze des Ludwigs-Ordens.

Von den Goldstücken ließ Karl nichts anrühren, sondern lieferte dieselben unverkürzt ab. Die Ordenskreuze dagegen vertheilte er zunächst an seine Husaren, und dann, so weit sie ausreichten, an die gegenwärtigen Mannschaften des Regiments, die sich sämmtlich damit schmückten. Es

Digitized by Google

gab daher nun eine Menge Ludwigsritter in der preußischen Armee.

So wurde der Eigendünkel der Franzosen von dem großen Könige bestraft. Und der Triumph der Preußen würde noch größer gewesen sein, wenn nicht die Kürze des Tages in dieser Jahreszeit die weitere Verfolgung gehindert und das fliehende Heer vom gänzlichen Untergange gerettet hätte.

Der König ging auf dem Schlachtfelde umher und sah Karl mit dem gefangenen Bataillon und dem Wagen mit Schätzen vorüberziehen. Er rief den Unteroffizier herbei und ließ ihn rapportiren, belobte ihn sehr gnädig, lächelte über die dekorirten Husaren und sagte zuletzt: „Ruhet Euch aus, meine Kinder, Ihr werdet der Kräfte bedürfen. Wir gehen nach Schlesien, woher ich schlimme Nachrichten erhalten habe.

## Elftes Kapitel.

Wie Karl in der Schlacht bei Leuthen den General Beck von den Oesterreichern gefangen nimmt und dafür zum Feldwebel der Garde ernannt wird.

Nach kurzer Ruhe brach der König mit seiner Armee nach Schlesien auf und traf bereits nach zwölf Tagen an der Oder ein.

Hier waren während der Abwesenheit Friedrichs unheilvolle Dinge vorgegangen.

Die Oesterreicher wußten, daß der König nicht gegenwärtig war, und benutzten ihre ungeheure Uebermacht, um Schweidnitz zu belagern und mit Sturm zu nehmen, dem commandirenden preußischen General Herzog von Bevern

Digitized by Google

eine Schlacht zu liefern, in der die Preußen zwar nicht geradezu geschlagen wurden, nach deren Beendigung sie sich jedoch zurückziehen und die Hauptstadt Breslau Preis geben mußten, die denn auch an die Oesterreicher übergeben wurde.

Alle diese Unfälle mußten den Verlust Schlesiens zur Folge haben, wenn es dem Könige nicht gelang, mit seiner kleinen Armee von 33,000 Mann, die 90,000 Oesterreicher, unter den Feldmarschällen Prinz Karl von Lothringen und Daun zu schlagen.

Das war ein schweres Werk und das Mißverhältniß der Kräfte noch größer, als bei Roßbach, zumal es hier nicht galt, Reichsvölker und verblendete, übermüthige Franzosen, sondern abgehärtete, gute Truppen, unter kriegserfahrenen Feldherren zu besiegen.

Indessen Friedrich der Große bebte nicht zurück.

Es war der Dezember herbeigekommen und mit dem Christmonat rauhe, kalte Witterung.

Nothwendig war es gerade nicht, daß der König mit den Oesterreichern in dieser späten Jahreszeit noch zusammenzutreffen suchte. Er konnte das rechte Ufer der Oder behaupten und so die Feinde bis zum nächsten Frühlinge in Schach halten.

Das wollte er aber nicht, denn in diesem Falle wären sie im Besitze eines großen Theils von Schlesien und der Hauptstadt geblieben, und er beabsichtigte Schlesiens gänzliche Befreiung von den unwillkommenen Gästen.

Die Oesterreicher hatten sich bei Breslau verschanzt. Der König war entschlossen, sie anzugreifen, wo er sie fände, und sagte dies seinen Generalen, indem er sein festes Vertrauen auf ihren Muth und ihre Tapferkeit aussprach.

Sie versprachen, zu siegen oder zu sterben, und so wurde denn der Angriff beschlossen.

Die Oesterreicher hätten dies ruhig abwarten sollen.

Digitized by Google

Sie verfielen aber in den Fehler, den bereits die Franzosen bei Roßbach begangen hatten und hielten es in Hinsicht auf ihre große Armee für entehrend, in ihrem festen Lager „der Berliner Wachtparade“ — wie sie die kleine preußische Armee nannten — gegenüber stehen zu bleiben. Sie wollten eben so, wie Soubise bei Roßbach „den Krieg durch eine Schlacht beendigen.“

Daß es ihnen eben so, wie der französischen Armee gehen könne, fiel ihnen gar nicht ein, und so verließen sie ihr befestigtes Lager und rückten ins freie Feld, um der Sache ein Ende zu machen.

Gerade einen Monat nach der Schlacht bei Roßbach, am 5. Dezember 1757 trafen die Armeen auf einander. Bei dem Dorfe Leuthen ist eine meilenlange Ebene, welche die Oesterreicher zum Schlachtfelde gewählt hatten. Der König wünschte sie sich nicht besser.

Auf den Anhöhen des österreichischen Lagers standen vor einem großen Zelte der Prinz Karl von Lothringen, der Feldmarschall Daun und mehrere andere Generale.

Es war sehr kalt und die Herren sprachen den im Zelte auf einem Feldtische stehenden Tokayerflaschen häufig zu. Das war auch sehr nothwendig, theils um dem innerlichen Froste zu begegnen und theils, um die Köpfe mit dem erforderlichen Geiste zu füllen, der in einer Schlacht so nothwendig ist.

„Nach den Meldungen unserer Patrouillen können die Preußen halt nicht mehr weit entfernt sein, und doch ist noch nichts von ihnen zu sehen!“ sagte Daun.

„Lassen 's nur den Nebel erst weg sein, da werden wir sie schon sehen!“ antwortete der Prinz von Lothringen.

Es klärte sich immer mehr auf. Ein General, der durch ein Fernrohr sah, rief plötzlich: „da kommen's!“

„Wo?“

Digitized by Google

„Hier, gegen unſern rechten Flügel!“

„Ich ſeh' ſie jetzt auch, aber ſie marſchiren nicht gegen den rechten, ſondern halt gegen den linken Flügel!“

„Was Deixel, iſt das die ganze Armee? Das iſt ja ein unordentlicher Klumpen Menſchen, die Alle durcheinander laufen, als wiſſen 's nicht, was ſie zu thun haben, und kaum ſo ſtark, als die Berliner Wachtparade!“

„Sehen's mal, was ſie jetzt machen!“

„Ich kann halt' nicht klug draus werden.“

„S' geht gegen unſeren rechten Flügel!“

„No, wo, gegen den linken!“

„Meine Herren,“ ſagte der Feldmarſchall Daun — „Ihr ſeid Alle im Irrthume. Die Berliner Wachtparade zieht ab und — zum Prinzen von Lothringen gewendet, gutmüthig — „man laſſe ſie ziehen.“

„Man laſſe die Soldaten ihr Gepäck ablegen, es kann hinter die Fronte zuſammengehäuft werden, damit ſie die Laſt auf einige Stunden los ſind!“ befahl der Prinz.

Dies geſchah; die Soldaten machten es ſich bequem, zündeten ihre Pfeifen an, ſchlugen die Arme über einander, und ſahen zufrieden zu, was „die Berliner Wachtparade“ auf der Ebene für Künſte entwickelte.

Aber trotz der Weiſſagung Daun's waren die Preußen nicht abgezogen, ſondern näherten ſich immer mehr, ohne daß man errathen konnte, was ſie eigentlich wollten.

Ein Offizier galoppirte zum Prinzen Karl heran.

„Ich werde vom General Lucheſi geſchickt; die Preußen werden ſogleich den rechten Flügel angreifen, der General bittet um Verſtärkung!“

„Der Teufel!“ ſagte der Prinz, und ſah den Feldmarſchall Daun fragend an.

„Es iſt noch zu früh, ſagen Sie dem General das!“

erwiderte Daun. „Wir müssen zuvor klar sehen, was sie wollen!"

Bald darauf kam ein zweiter Offizier.

„Der General Lucheſi bittet dringend um Verstärkung, weil er sogleich angegriffen werden wird. Im Falle er solche nicht erhält, sagt er sich bei einem unglücklichen Ausgange der Schlacht von aller Verantwortung los!"

„Der Teufel!" sagte der Prinz von Lothringen. „Da müssen wir Hülfe schaffen, der Lucheſi ist klug, der weiß, was Noth ist."

„Führen Sie sofort die Kavallerie des linken Flügels, mit Ausnahme von drei Regimentern, nach dem rechten Flügel, Lucheſi zu Hülfe, sagte Daun zu einem der Generale. Ich folge mit der ganzen Reserve sofort nach. Aber lassen Sie scharf traben, damit Sie nicht zu spät kommen."

Der General sprengte davon und Daun ritt ihm nach. Zuvor sagte er zum Prinzen Karl:

„Ich werde die Reserve selbst nach dem rechten Flügel bringen, um im Falle der Noth an Ort und Stelle zu sein."

„So ist's recht!" antwortete dieser.

Als er fort war, kam ein Offizier gesprengt.

„Ich komme vom linken Flügel. Der General Nadasti läßt dringend um Verstärkung bitten, weil die Preußen dort sofort angreifen werden."

„Der Teufel!" polterte abermals der Prinz von Lothringen. „Ist denn der Böse in die Preußen gefahren? Lucheſi läßt melden, daß sie den rechten Flügel angreifen, Nadasti läßt melden, daß sie den linken Flügel angreifen. Aber wie können sie das? Es ist ein kleines Häuflein, das dicht auf einander gedrängt steht, und unsere Front ist eine Meile lang. Da konnten sie doch nicht gleichzeitig auf dem rechten und auf dem linken Flügel sein? Und nun muß der

Dann auch gerade fortgeritten sein. Was sollen wir denn da machen?"

Noch ein Offizier kam vom linken Flügel gesprengt.

„Der General Nadasti läßt nochmals um Verstärkung bitten. Er sagt, der linke Flügel werde angegriffen werden; alle Bewegungen der Preußen gegen den rechten Flügel seien nur militärische Fechterkünste. Man werde es sogleich sehen."

„Der Teufel!" donnerte der Prinz von Lothringen.

Noch ein dritter Offizier kam von Nadasti und bat um Hülfe; ein vierter, fünfter, sechster, siebenter, achter, neunter, zehnter, folgten ihm mit der nämlichen Requisition.

Aber da wurde der Prinz böse.

„Hol' Euch Alle der Henker!" sagte er. „Die Preußen greifen den rechten Flügel an, Lychesi sagt es, und dieser muß daher die Verstärkung haben. Nadasti soll es ruhig abwarten!"

Damit waren die Offiziere entlassen.

Inzwischen hatte Friedrich der Große die Stellung der Oesterreicher besichtiget, und sein Genie fand sogleich das rechte Mittel, mit seiner kleinen Armee gegen die dreifach stärkere feindliche mit Erfolg zu agiren.

Er wählte die schiefe Schlachtordnung, vermittelst deren er eigentlich nur den linken, aber mit überlegenen Kräften angreifen wollte.

Die Oesterreicher durchschauten seine Absicht nicht, nur Nadasti errieth sie von allen ihren Generalen, wurde aber, wie wir gesehen haben, nicht gehört.

Der Unteroffizier Karl Schmidt hatte den Marsch aus Sachsen nach Schlesien bei einem Kavallerie-Regiment mitgemacht. Unterweges sah er den König oft, doch sprach dieser nicht mit ihm. Er hatte an andere Sachen zu denken.

Als die Armee aber in Schlesien angekommen, und

Digitized by Google

nicht mehr weit von Breslau entfernt war, kam der König eines Tages in die Nähe des Kavallerie-Regiments, an dessen Spitze Karl hinter einigen Offizieren ritt.

Der König winkte dem Unteroffizier mit dem Krückstock. Karl sprengte, dem Winke gehorsam, zu dem Könige heran, indem er den Hut zog.

„Setze auf, Deinen Hut," sagte der König, „und horche wohl auf das, was ich Dir sagen werde. Ich habe einen Auftrag für Dich. Hier hast Du ein Papier, auf dem Du den Ort verzeichnet findest, wohin Du gehen sollst. Dieser Ort liegt hinter Breslau, im Rücken der österreichischen Armee. Du gehst mit Deinen Husaren dorthin — Du mußt während der Nacht marschiren und Dich durchschleichen, verstehst Du wohl? Ich würde einen Offizier zu dieser Sendung gebrauchen, aber die Oesterreicher würden ihn wahrscheinlich fangen. Dich fangen sie nicht, denn Du hast Glück. — Nun, wenn Du dort angekommen bist, wendest Du Dich an den Edelmann, dem das Dorf gehört, und giebst ihm diese versiegelte Ordre. Seine Adresse steht darauf. Sobald Du dies gethan hast, ist nichts weiter für Dich zu befürchten. Der Edelmann wird Dich mit Deinen Husaren so verbergen, daß Euch Niemand sieht. Es versteht sich von selbst, daß Du während der Nacht in das Dorf einreitest. Hier darf Niemand wissen, wohin Du gehst. Damit Du aber weißt, was in dem Briefe steht, und dasselbe erforderlichenfalls auch mündlich bestellen kannst, so sage ich Dir, daß ich den Edelmann beauftrage, da er mit den österreichischen Generalen in gutem Vernehmen steht, ihnen meine Armee, als sehr schwach, abgehungert und muthlos zu schildern, damit sie die Courage bekommen, ihre befestigte Stellung zu verlassen und mir im freien Felde zu begegnen. Ich kann sie dann leichter schlagen, verstehst Du mich? Außerdem wird er noch, insofern er es erfahren kann, mittheilen, was die Oester-

reicher beabſichtigen. Dann kommſt Du ſo ſchnell, als möglich zurück. Du findeſt mich hier in der Nähe, jedoch rücke ich noch weiter auf Breslau zu. Uebermorgen mußt Du wieder bei mir ſein. Nun reite ab, und mache Deine Sachen gut. Schicke mir Deinen General her, dort reitet er, ich werde ihm ſagen, daß ich Dich wegſende. Adieu!"

Der Unteroffizier verſammelte ſeine Huſaren, und ritt mit ihnen ab. Die Generale und höheren Offiziere ſahen ihm verwundert nach, erlaubten ſich aber keine Frage, da ſie wußten, daß Karl das Vertrauen des Königs beſaß, obwohl er nur Unteroffizier war.

Karl nahm ſeinen Weg zuförderſt nach einem Dorfe, das etwa eine halbe Meile entfernt war. Von den Oeſterreichern war nichts zu ſehen, und auch in dem Dorfe konnte er nichts weiter erfahren, als daß dieſelben ſich bei Breslau verſchanzt hätten.

Er nahm hier einen Wegweiſer an, und ließ ſich genau die Städte und Dörfer nennen, die er zu paſſiren hatte, um nicht den äußerſten rechten Flügel der Oeſterreicher zu berühren, den er umgehen mußte, wenn er ſein Ziel erreichen wollte. Der Abend näherte ſich und es fing an finſter zu werden. Die kleine Schaar trabte raſch dahin, und obwohl ſie die Lagerfeuer der Oeſterreicher ſah, und in einiger Entfernung auch die Vorpoſten paſſirte, ja ſelbſt einmal angerufen wurde, ſo kam ſie doch ungefährdet in den Rücken des öſterreichiſchen Lagers.

Hier fiel es Niemand ein, Preußen zu ſuchen, und Karl mit ſeinen Huſaren wurde in den Dörfern für eine öſterreichiſche Patrouille gehalten. Man ſagte ihnen auf Befragen, daß die leichten Truppen der Oeſterreicher wohl zuweilen durchpaſſirten, jedoch käme dies in der letzten Zeit nur noch ſelten vor, da man den Angriff der Preußen erwarte, und daher die Truppen im Lager zuſammenhalte.

Digitized by Google

Es ſchlug drei Uhr Morgens, als die preußiſche Schaar endlich das von dem Könige bezeichnete Dorf erreichte.

Sie ritt nach dem Edelhofe und fand Thor und Thüren feſt verſchloſſen.

Karl klopfte mit ſeinem Säbelknopfe an das Thor. Ein Hundegeheul antwortete ihm, und nach einiger Zeit fragte eine Stimme im Innern des Thors, wer Einlaß begehre.

„Oeffnet!“ antwortete Karl. „Ich habe nöthig mit dem Hausherrn zu ſprechen.“

„Wer ſeid Ihr denn?“

„Oeſterreichiſcher Offizier!“

„Sogleich!“

Es wurde mit Schlüſſeln geraſſelt, man ſchob mehrere Riegel zurück, Eiſenſtangen wurden beſeitiget und endlich öffnete ſich knarrend das ſchwere Thor.

Einige große Wolfshunde ſtürzten zunächſt hervor und ſprangen heulend an den Pferden empor.

Ein Huſar zog ſein Piſtol aus der Halfter.

„Ruft die Beſtien zurück, oder — —“ ſagte der Huſar, und ſpannte den Hahn knackend.

„Pluto, Cerberus! zurück!“ rief der Mann im Thore. „Seht Ihr dummen Beſtien nicht, daß es Freunde ſind?“

Knurrend ſchlichen die Hunde beiſeite.

„Das iſt ſonderbar,“ ſagte der Diener, denn ein ſolcher ſchien der Mann im Thore zu ſein. „Die Hunde kennen doch ſonſt das öſterreichiſche Militär, und haben noch niemals einen Oeſterreicher angefallen. Ja, wenn es Preußen wären — ha, ha, ha!“

Karl ritt mit ſeinen Huſaren auf den Hof.

„Sprecht kein Wort,“ ſagte er zu ihnen, während der Diener das Thor wieder verſchloß, „es ſcheint mir hier nicht geheuer zu ſein. Haltet Eure Waffen bereit, ich gehe hinein,

Digitized by Google

und sollte ich Euch irgend ein Zeichen geben, so folgt mir nach."

Zwischen ertönte eine scharfe Stimme aus einem der oberen Fenster des herrschaftlichen Wohngebäudes, dort Schloß genannt, und fragte:

„Ignaz, was geht dort unten vor? Ich höre Pferde stampfen!"

„Es ist ein österreichischer Offizier hier, gnädiger Herr, der Sie sprechen will."

„Ein österreichischer Offizier, mitten in der Nacht? Was hat das zu bedeuten? Ich komme sogleich. Führe den Herrn unten in den Saal."

Der Diener führte den Unteroffizier in ein großes Zimmer des Erdgeschosses, steckte mehrere Kerzen an und ging hinaus.

Bald darauf trat ein großer Mann von etwa funfzig Jahren, völlig angekleidet, in den Saal. Als sein suchender Blick den preußischen Unteroffizier erlickte, fuhr er betroffen zurück.

„Das ist die preußische Garde-Uniform," sagte er. „Sie sind kein Oesterreicher!"

„Nein!" antwortete Karl. „Da meine Sendung aber ein Geheimniß betrifft, so glaubte ich es Ihrer Dienerschaft nicht sagen zu müssen, daß ich ein Preuße bin. Für Sie möchte es auch sicherer sein."

„Für mich? Wie so? Sie wollen wohl sagen, daß es für Sie sicherer sei."

„Mein Herr, meine Sicherheit gab ich Preis, als ich dem Befehle meines Königs zufolge, mich hierher verfügte. Uebrigens habe ich zehn Husaren bei mir und es dürfte schwer sein, mich zu fangen, wenigstens würden mehr Oesterreicher dazu gehören, als der Feldmarschall in diesem

Digitized by Google

Augenblicke entbehren möchte, denn mein König ist im Begriffe, ihm eine Schlacht zu liefern."

„Was sagen Sie? der König so nahe und Sie kommen von ihm?"

„Wie ich gesagt habe. Hier ist meine Beglaubigung und damit Sie Vertrauen zu mir fassen, wenn Sie gut Preußisch gesinnt sind, der König hat mir gesagt, was darin steht, und was er von Ihnen verlangt."

„Welchen Rang bekleiden Sie denn? Sie tragen den Rock der Fußgarde, den ich sehr gut kenne, und sind im Uebrigen als Kavallerist montirt. Das ist sonderbar!"

„Eine Laune des Königs! Ich bin Unteroffizier in der Garde."

„Und der König vertraut Ihnen ein solches Geheimniß an? Ich hätte erwarten dürfen, in einem solchen Falle mit einem Offizier zu verhandeln."

Er erbrach die Depesche und las sie.

„Der König hat bei Allem, was er thut, seine Gründe!" sagte Karl lächelnd.

„Kann ich diese Gründe nicht erfahren?"

„Nein, da ich selbst sie nicht kenne."

„Dann wollen wir nicht weiter darüber reden. Ich bin mit Leib und Seele Preuße, aber unter den jetzigen Umständen muß ich mich verstellen, das sehen Sie wohl ein. — Uebrigens — — "

„Entschuldigen Sie, meine Husaren halten mit ihren abgetriebenen Pferden immer noch auf dem Hofe. Ich wollte — — "

„Sie haben Recht! Ignaz!!!"

Der Diener kam.

„Die Husaren sollen ihre Pferde auf den Hinterhof in den neuen Stall bringen. Futter für die Pferde, Speise und Trank für die Menschen besorgst Du sogleich und zwar

Digitized by Google

allein, ohne Jemand etwas zu ſagen. Es ſoll Niemand erfahren, daß das Militär hier iſt, verſtanden? Die Soldaten bringen nur den morgenden Tag hier zu und werden auf dem Hinterhofe verborgen gehalten."

Der Diener verneigte ſich und ging.

Karl folgte ihm und inſtruirte ſeine Huſaren.

Dann kehrte er in das Zimmer zurück.

„Setzen Sie deshalb kein Mißtrauen in mich, daß ich die Zeit Ihrer Anweſenheit ſo kurz bemeſſe — —", fing der Edelmann zu reden an; aber Karl unterbrach ihn, indem er ſagte:

„Ich könnte auch nicht länger hier bleiben, da der König befohlen hat, daß ich übermorgen zurück ſein ſoll. Mir bleibt daher nur die morgende Nacht übrig."

„So will der König die Oeſterreicher wirklich angreifen?"

„Er iſt dazu feſt entſchloſſen."

„Wenn er nur ſiegt. Aber ich fürchte, die Uebermacht iſt zu groß. Nun, was ich dabei thun kann, um ihm die Oeſterreicher entgegen zu treiben, ſoll geſchehen. Ich eſſe dieſen Mittag bei dem Feldmarſchall Daun, wo auch die übrigen Generale gegenwärtig ſind, und werde dort Alles erfahren, was der König zu wiſſen wünſcht. Auch werde ich es an Stachelreden nicht fehlen laſſen, und da ich meine Leute kenne und ſchon weiß, welche Generale mit mir ſtimmen werden, ſo zweifle ich nicht daran, daß des Königs Wunſch erfüllt werden wird."

Nach dieſen Worten wies der Edelmann Karl ein Zimmer an, und bat ihn, außer dieſem Saal, keinen Raum des Schloſſes zu betreten, damit er nicht geſehen werde. Karl verſprach dies gern und der Edelmann entfernte ſich, um ihm nach dem weiten Ritte einige Ruhe zu gönnen.

Am andern Tage ritt der Edelmann nach dem Lager,

Digitized by Google

und Karl, dem die Zeit lang wurde, ging zu seinen Husaren nach dem Hinterhofe, um ihnen zu sagen, daß sie die Pferde durch eine angemessene Behandlung auf den nächtlichen Ritt vorbereiten möchten.

Als er nach seinem Zimmer zurückging und so eben in das Wohngebäude treten wollte, rief aus einem Fenster über ihm, eine klare weibliche Stimme:

„Karl!"

Erschrocken, sah er empor. Aus einem Fenster des ersten Stockwerks sah eine junge Dame mit einem wahren Engelsangesicht und lächelte ihn freundlich an.

„Karl!" sagte sie noch einmal. „Ja, er ist es! Karl, kommen Sie zu mir herauf, und erzählen Sie mir — — Aber wie kommen Sie denn hierher? — Geschwinde, geschwinde, herauf Karl, ich bin ganz allein."

Und sie streckte ihre schönen weißen Arme zum Fenster hinaus, ihm entgegen.

Karl stand wie vom Donner gerührt da.

War das nicht das gnädige Fräulein, die bei dem Franzosenheere als die Tochter des Prinzen von Soubise galt? Die ihm Rache geschworen hatte, und die französischen Gensd'armen im Kloster auf den Hals hetzte?

Sie schien jetzt zwar die Absichten auf Rache vergessen zu haben und ihm freundlich gesinnt zu sein, aber das konnte Verstellung sein; und wenn er ihre Liebe abermals zurückwies, dürfte sie dann nicht ihre Rachepläne wieder aufnehmen und ihn den Oesterreichern in die Hände liefern?

Diese Gedanken flogen augenblicklich durch seinen Kopf und schnell trat er in das Haus, um sich dem Auge des Fräuleins zu entziehen. Vielleicht glaubte sie dann, sich geirrt zu haben.

Aber Liebe sieht scharf — Haß noch schärfer — und

Digitized by Google

sonderbar genug, waren beide Leidenschaften in dem Busen des jungen Mädchens vereinigt.

Sie wußte nicht, ob Karl sie erkannt hatte. Doch glaubte sie es, und wenn dem so war, so war sein Benehmen eine abermalige Beleidigung, denn er wollte sie in diesem Falle absichtlich vermeiden.

Wie kam aber der Preuße hierher, in den Rücken des österreichischen Lagers, und was machte er hier?

Das mußte sie zu erfahren suchen.

Sie klingelte und derselbe Diener erschien, der in der Nacht den Preußen das Thor geöffnet hatte.

„Wer ist der Soldat in der blauen Uniform, den ich so eben auf dem Hofe gesehen habe?"

„Haben Sie ihn gesehen, gnädiges Fräulein? Nun, dann kann ich nicht dafür. Es ist ein österreichischer Offizier!"

„Wer sagt das?"

„Nun, Er sagte es unserem gnädigen Herrn!"

„Wirklich? Und der glaubte es ihm?"

„Ja, wie ich nicht anders weiß."

„Gut, gut. Ein Reitknecht soll schnell satteln und einen Brief nach dem österreichischen Lager bringen. Niemand darf es aber erfahren."

Der Diener verbeugte sich, und ging.

Unten in der Halle traf er auf Karl.

„Wer ist das schöne Fräulein, die ich oben am Fenster gesehen habe?" fragte der Unteroffizier.

„Das ist eigentlich, wie ich glaube, eine Französin. Wenigstens hat sie ein französischer alter Herr hierhergebracht. Sie soll nach Wien reisen, um der Kaiserin vorgestellt zu werden. Der Feldmarschall Daun ist ihr Verwandter, und auf dessen Befehl hat unser gnädiger Herr

Digitized by Google

ſie hier vorläufig logiren müſſen, bis ſie ihre Reiſe fortſetzen kann."

„Aha!"

„Sie hat auch nach Ihnen gefragt!"

„So? Was denn?"

„Wer Sie wären!"

„Was haſt Du geſagt?"

„Na, was ſollte ich ſagen? Ein öſterreichiſcher Offizier!"

„Was ſagte ſie dazu?"

„Sie fragte, ob unſer Herr das geglaubt hätte. Doch ich habe eilige Geſchäfte!"

Damit ging er fort, und ließ einen Knecht ſatteln und ſich zum Ritt in das Lager bereit machen.

Inzwiſchen hatte ſich das Fräulein an den Tiſch geſetzt, und ſchrieb an den Feldmarſchall Daun folgenden Brief:

„Es treibt ſich hier ein preußiſcher Unteroffizier umher, der ſich für einen öſterreichiſchen Offizier ausgiebt. Da dies ein ſehr gefährlicher Menſch iſt, wie ich aus einer früheren Begegnung weiß, ſo könnten Sie einige Soldaten herſchicken, um ihn gefangen nehmen zu laſſen. Vielleicht können Sie die Nachrichten von ihm erfahren, die Sie über die preußiſche Armee zu wiſſen wünſchten."

Sie couvertirte und ſiegelte den Brief.

„Warte," ſagte ſie mit blitzenden Augen, „meine Rache ſoll Dich dennoch treffen!"

Sie klingelte und gab dem eintretenden Diener den Brief, um ihn vermittelſt des beſtellten reitenden Boten ſogleich in das Lager zu befördern.

Aber Karl ſchlief nicht. Er beobachtete mit ſcharfem Auge Alles, was vorging, und ſo ſah er auch das Abreiten des Boten mit dem Briefe, welchen ihm jener Diener gab, der,

wie er bemerkt hatte, aus den Zimmern des Fräuleins gekommen war.

„Aha! sagte er zu sich selbst, das gilt mir. Was nun? Sie werden Soldaten schicken, um mich zu fangen. Und fort kann ich nicht, ohne zuvor den Edelmann gesprochen zu haben, denn was würde der König sagen, wenn ich unverrichteter Sache zurückkäme? Nein, nein! Ich muß auf mein Glück vertrauen und hoffen, daß der Edelmann vorher zurückkehrt, ehe die Soldaten kommen, und daß ich alsdann noch Zeit genug übrig habe, mich davonzumachen."

Er ging zu seinen Husaren, deren Anwesenheit noch Niemand wußte, außer dem Diener, der ihnen das Thor geöffnet hatte. Dieser hatte aber den Befehl erhalten, zu schweigen, und schwieg wirklich.

„Macht Euch bereit augenblicklich abzureiten! sagte Karl, und gebt wohl Acht, was bis dahin vorfällt. Ich glaube, wir sind verrathen, wenigstens bin ich es, aber dennoch muß ich noch hier verweilen. Sollte ich gefangen und nach dem Lager transportirt werden, so folgt mir nach und sucht mich zu befreien. Führt mein Pferd mit Euch. Kommt aber der Edelmann bald zurück, so reiten wir sofort ab, nachdem ich einige Worte mit ihm gesprochen habe. Ich werde mich hier in der Nähe aufhalten, damit Ihr sehen könnt, was mir geschieht. Nehmt Euch aber wohl in Acht, daß Ihr hier nicht entdeckt werdet, denn alsdann wäre Alles verloren."

Die Husaren versprachen pünktliche Folgsamkeit.

Das Schicksal waltet zuweilen wunderlich.

Karls Rechnung, daß ihm nach der Rückkehr des Edelmanns noch die nöthige Zeit übrig bleiben werde, sich davonzumachen, wäre wohl richtig gewesen, wenn es dem Feldmarschall Daun nicht eingefallen wäre, den rückkehren-

Digitized by Google

den Edelmann zu begleiten, um seiner Schutzbefohlenen auf dem Gute einen Besuch abzustatten.

Er setzte sich zu Pferde, ließ zwanzig Dragoner zu seiner Begleitung kommandiren, und ritt mit dem Edelmann ab, dem dies zwar sehr ungelegen kam, jedoch kein Mittel zu Gebote stand, es zu hindern.

Der halbe Weg war gemacht, als der Bote mit dem Briefe daherkam.

Als er seinen Herrn erblickte, ritt er ehrerbietig auf die Seite, zog seine Pelzmütze und wollte das Vorüberziehen des Zuges abwarten, um dann seinen Weg nach dem Lager fortzusetzen.

„Wo willst Du hin?" fragte der Edelmann, indem er sein Pferd anhielt.

Der Feldmarschall hielt gleichfalls an, um das Gespräch mit anzuhören, winkte aber den Dragonern, ihren Weg fortzusetzen.

„Ich soll nach dem Lager reiten!" antwortete der Bote.

„Wer hat Dir das befohlen?"

„Herr Ignaz!"

„Was sollst Du in dem Lager machen?"

„Einen Brief abgeben!"

„An wen?"

„Ja, sehen Sie, gnädiger Herr, er sagte mir etwas von einem Narrenschalk, ich habe aber den Namen richtig vergessen."

„Er wird wohl auf dem Briefe stehen. Gieb einmal her!"

Der Bote holte den Brief hervor. Der Edelmann sah nach der Adresse.

„An Ew. Excellenz!" sagte er mit schwerem Herzen, indem er den Brief dem Feldmarschall übergab.

Digitized by Google

„Ja, von einer Peſtilenz redete Herr Ignaz auch!“ bemerkte der Bote, ſich im Kopfe kratzend. „Vor Peſtilenz und ſchnellem Tod, behüt' uns lieber Herre — —“

„Halt's Maul, Eſel!“ ſagte der Edelmann ärgerlich, „und mache, daß Du nach dem Gute zurückkommſt!“

„Erlauben Sie — erlauben Sie — das geht nicht ſo geſchwinde!“ ſagte der Feldmarſchall. „Leſen Sie gefälligſt dieſen Brief. Sie können natürlich nichts davon wiſſen, was in Ihrer Abweſenheit vorgeht, aber wenn wir jenen Eſel, wie Sie ihn nannten, vorausreiten laſſen, ſo ſagt er, daß wir kommen, und der Vogel fliegt aus.“

„Sehr richtig!“ antwortete der Edelmann. „Daran hatte ich wirklich nicht gedacht. Man erkennt hieran den General. Uns armen Landjunkern fällt eine ſolche Vorausſicht gar nicht ein.

„Freilich, freilich!“ ſagte Daun ſelbſtgefällig. „Ein General muß an Alles denken. Aber nun vorwärts. Mich gelüſtet, den Vogel zu fangen und ſingen zu hören.“

Es wurde ſcharf geritten, und man kam in kurzer Zeit auf dem Gute an.

Als die Kavalkade auf den Hof ſprengte, war das Fräulein ſchon da, die aus ihrem Fenſter die Kommenden geſehen hatte.

„Haben Sie meinen Brief erhalten?“ fragte ſie eifrig den Feldmarſchall.

„Ja wohl, liebe Marie. Wo iſt denn das betreffende Subject?“

„In einer der unteren Stuben. Ich habe ihn vor Kurzem noch geſehen.“

„Man hole ihn her!“ befahl der Feldmarſchall.

Karl hatte die Ankommenden ebenfalls bemerkt und behielt nur eben ſo viel Zeit übrig, ſeine Huſaren zu warnen, und ihnen anzuempfehlen, ſich verborgen zu halten, jedoch

Digitized by Google

alles, was vorgehe, genau zu beobachten, und ihm unter allen Umständen zu folgen, wenn er etwa nach dem Lager gebracht werden sollte. Dann kehrte er schnell in sein Zimmer zurück.

„Da haben wir es!“ sagte er zu sich selbst. „Jetzt Muth und Kaltblütigkeit. Der ältliche Offizier dort, scheint ein General zu sein. Er will mich fangen. Nun, wenn mich das Glück nicht verläßt, fange ich ihn vielleicht.“

Gleich darauf wurde seine Stubenthür mit großem Geräusch geöffnet, und herein traten ein österreichischer Offizier mit vier Dragonern, die entblößten Säbel in der Hand.

Karl hatte seinen Säbel zwar umgeschnallt, ließ die Klinge aber in der Scheide und ging dem Offizier ganz unbefangen entgegen, den Hut in der Hand.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Offizier.

„Ein preußischer Unteroffizier!“

„Was macht Ihr hier?“

„Ich bin Deserteur.“

„So? — — A Deserteur! Na, das ändert die Sach'! Ihr sollt sogleich zum Herrn Feldmarschall kommen. Vorwärts Marsch!“

„Zum Feldmarschall? Zu welchem Feldmarschall?“

„Nu, zum Daun! Seht 'r denn nicht, daß 'r da ist?“

„Also das ist der berühmte Feldmarschall Daun, der Sieger bei Collin?“

„Freilich ist er 's. Er wird Euren König schon noch öfters kuranzen.“

„Donnerwetter! dachte Karl, wenn ich den meinem Könige bringen könnte.“

Er erwiederte aber nichts, sondern schritt in der Mitte der Dragoner weiter.

Bald standen sie vor dem Feldmarschall, der vom Pferde gestiegen war, und an dessen Seite der Gutsherr sich be-

Digitized by Google

fand. Karl warf einen Blick auf den letzteren und bemerkte, daß er leichenblaß war.

Der Dragoner-Offizier trat zu dem Feldmarschall, nahm seinen Hut ab, und sagte:

„Ich hab' unterthänigst zu melden, daß ich a praiß'schen Deserteur gefangen hab'!"

Der Feldmarschall griff an seinen Hut und nickte.

„Also ein Deserteur ist Er?" fragte er Karl.

„Ja, Ew. Excellenz!"

„Von welchem Regiment?"

„Von der Leibgarde."

„Na," sagte der Feldmarschall lachend zu dem Edelmann, indem er ihn mit dem Ellenbogen anstieß; „da muß es mit dem Könige schlecht stehen, wenn ihm schon seine Leibgarde davonläuft!"

Karl wagte es, einen Blick auf den Edelmann zu werfen und bemerkte, daß diesen die feste Haltung, die er beobachtete, etwas ermuthigte. Er schien zu ahnen, daß er seinen Plan gemacht habe, und abwarten zu wollen, was dabei herauskommen werde.

„Was hat Er denn für eine Charge?" fragte der Feldmarschall weiter.

„Unteroffizier!"

„Sage Er mal, ist es wahr, daß der König uns angreifen will?"

„Der König sagt Niemand, was er thun will, aber man glaubte es, und darum bin ich und mancher Andere davongegangen."

„Das war g'scheut von Ihm. Wie stark ist denn des Königs Armee?"

„Ach, er hat kaum noch 22,000 Mann!"

„Das stimmt mit unseren Nachrichten. Na, und in welchem Zustande befindet sich die Armee des Königs?"

Digitized by Google

„In sehr schlechtem, Ew. Excellenz. Die Soldaten hungern, sind von den weiten Märschen erschöpft und haben keine Kleidung."

„Alles richtig und ganz natürlich."

Darauf wendete sich der Feldmarschall zu dem Edelmann und sagte leise zu ihm:

„Dieser Korporal ist wirklich ein gescheuter Kerl!"

„Na, wie ist es denn aber mit der preußischen Courage?"

„Ach Ew. Excellenz, gar keine, gar keine mehr vorhanden!"

„Ich glaub's halt auch. Wo sollte sie denn herkommen? Lieber Sohn, es geht mit Seinem König zu Ende. Wir haben 90,000 Mann, und lassen ihn diesmal nicht entwischen."

„Ja, ja, Ew. Excellenz. Ein zweites Collin!"

„Meint Er?" fragte der Feldmarschall selbstgefällig lächelnd. „Ja, ja, andere Leute meinen's halt auch. Höre Er, mein Sohn, Er ist ein kreuzbraver Kerl, da hat Er ein paar Kremnitzer, vertrinke Er sie auf meine Gesundheit!"

Karl nahm die Dukaten ehrfurchtsvoll in Empfang und steckte sie in seine Tasche.

„Was will Er denn nun aber anfangen?" fragte der Feldmarschall lauernd weiter.

„Ja, was soll ich machen, wenn Ew. Excellenz mich nicht in Ihre Armee aufnehmen? Darum wollte ich unterthänigst bitten."

„Dieser Preuße ist vollständig des Teufels!" dachte der Edelmann bei sich selbst. „Warum bittet er sich nicht seine Freiheit aus?"

Er machte unwillkührlich eine Bewegung, die Karl nicht entging. Letzterer muthmaßte, was der Edelmann dachte, und warf ihm einen lächelnden Blick zu, der bedeu-



Digitized by Google

ten ſollte: Laß' mich nur machen, ich weiß ſchon, was ich thue!

Der Feldmarſchall bemerkte dieſe Blicke und Bewegungen auch, gab ihnen aber eine ganz andere Deutung.

„Sie wundern ſich wohl, ſagte er zu dem Edelmann, daß der Unteroffizier in unſere Dienſte gehen will? Aber ſehen Sie, ich hab's gleich gewußt, daß er das thun würde. Unſer Einer hat darin einen praktiſchen Blick; man erkennt gleich den gebornen Soldaten."

Der Edelmann verbeugte ſich achtungsvoll.

„Na, fuhr der Feldmarſchall fort, ich will Ihn annehmen und bei den Dragonern einſtellen. Sobald Er unſer Exerzitium begriffen hat, ſoll Er Korporal ſein, weil Er mir gefällt. Hören's mal, ſagte er zu dem Dragoner-Offizier, ſchicken's den Korporal mit zehn Mann nach dem Lager zurück, die ſollen den Deſerteur mitnehmen. Sie können mit den übrigen Kerlen hier bleiben, und mich begleiten. Der Korporal ſoll im Lager warten, bis ich komme. Ich werde nicht lange ausbleiben, und will den Deſerteur dem Prinzen Karl vorſtellen, damit er auch hört, wie es bei den Preußen ausſieht. Laſſen's dem Deſerteur ein Pferd geben."

Der Feldmarſchall wandte ſich ab, um in das Schloß zu gehen, Karl aber fand bei dem nun eintretenden Durcheinandergehen Gelegenheit, dem Edelmann zuzuflüſtern: „Ich komme bald zurück!"

„Wenn das wahr wird, biſt Du ein Hexenmeiſter!" dachte der Edelmann, antwortete aber nicht.

Es wurde Karl ein öſterreichiſches Dragonerpferd vorgeführt. Er beſtieg es, der Korporal commandirte: Marſch! und ſo ging es zum Thore hinaus, fort nach dem Lager der Oeſterreicher.

Bis hierher war Alles gut gegangen, aber jetzt wurde

Karl unruhig. Hatten ſeine Huſaren auch geſehen, was vorging? Konnten ſie nicht durch irgend einen Umſtand verhindert worden ſein, das Schloß zu verlaſſen? Sie hatten zwar von dem ſogenannten Hinterhofe einen freien Ausgang auf das Feld, aber ein unvorhergeſehener Zufall — — was war das, hinter jenem Gebüſche? War es doch gerade, als ob Jemand eine Huſaren-Flügelmütze hoch gehoben habe, um ein Zeichen damit zu geben. Richtig, da iſt ſie wieder. Alſo, ſie waren da. Nun noch etwas näher, jetzt wird es Zeit ſein.

Karl blieb nach und nach etwas zurück, indem er ſich mit ſeinem Pferde zu ſchaffen machte. Die Oeſterreicher ritten langſam vorwärts, und plauderten gemüthlich, indem ſie ihre Pfeifchen ſchmauchten.

Da warf Karl plötzlich ſeinen Hut in die Luft und ſtieß einen lauten Ruf aus. Dann zog er ſeinen Säbel, und hieb auf die argloſen Dragoner ein. Dieſe hielten wie Bildſäulen auf ihren Roſſen, als plötzlich ſich hinter dem Gebüſch hervor zehn Huſaren mit geſchwungenen Säbeln auf ſie einſtürzten. Bevor ſie ſich noch beſinnen konnten, und ſich zur Gegenwehr rüſteten, ſtürzten ſchon vier von ihren Pferden. Nun entſpann ſich ein Kampf, der, nachdem noch ein Dragoner gefallen war, mit der Flucht der Feinde endete.

Zwar waren auch mehrere Huſaren verwundet worden, jedoch keiner ſchwer, und Alle waren ſie im Stande, den Flüchtigen nachzujagen.

Dieſe ritten, als ob der Teufel hinter ihnen her wäre. Karl mäßigte den Eifer ſeiner Huſaren im Verfolgen.

„Langſam, langſam!“ rief er. „Es kommt nur darauf an, daß ſie das Weite ſuchen. Wir haben andere Geſchäfte vor uns, die abgemacht ſein müſſen, bevor jene Dragoner im Lager Lärm machen und man von dort aus uns aufſuchen läßt. Laßt ſie jetzt laufen. Die kommen nicht wieder.



Digitized by Google

Jetzt zurück, wir ſind etwa eine halbe Meile von dem Dorfe entfernt, und müſſen ſo ſchnell wie möglich wieder dort ſein. Vielleicht machen wir einen guten Fang."

Es ging nun in voller Carriere nach dem Dorfe zurück, und binnen kurzer Zeit ſprengte Karl mit ſeiner Schaar wieder auf den Schloßhof, deſſen Thor diesmal offen ſtand.

Der Edelmann ſtand auf dem Hofe und ſah mit Erſtaunen die Preußen heranſprengen.

„Sind Sie ihnen doch entkommen?" fragte er haſtig.

„Wie Sie ſehen. Wo iſt der Feldmarſchall?"

„Schon fort!"

„Ich bin ihm ja nicht begegnet!"

„Er hat die gepflaſterte Straße eingeſchlagen, die gleichfalls in das Lager führt, wenn's auch ein Umweg iſt. Er fährt nämlich mit dem Fräulein in meinem Wagen dahin, und für Fuhrwerk iſt die Straße nicht praktikabel, auf welcher Sie geritten ſind."

„Schade, Schade! Was iſt da zu machen, ich hätte den Sieger von Collin ſo gern meinem Könige vorgeſtellt!"

„Nun, eine ſolche Verwegenheit iſt mir noch nicht vorgekommen. — Sie — Sie wollten den Feldmarſchall Daun gefangen nehmen und mit ſich fortführen?"

„Warum denn nicht? Ich holte ihn auch wohl jetzt noch ein — hm — hm — aber die Dragoner werden Lärm im Lager machen — nein — es geht nicht, ich darf den Auftrag des Königs nicht vergeſſen."

„Wenn der König von Preußen viele ſo furchtloſe Soldaten hat, als Sie einer ſind, ſo iſt es nicht zu bewundern, daß er mit Wenigen Viele ſchlägt."

„Danke für die gute Meinung, ich bin einer von den Schlechteſten. Wie ſieht es nun aber mit meinen Nachrichten aus?"

„Erſtens ſagen Sie dem Könige von mir, daß die

Digitized by Google

Oesterreicher seinen Wunsch erfüllen, und ihr Lager verlassen werden, um ihm entgegen zu rücken. Es ist dies heute in einem Kriegsrathe beschlossen worden. Was das Uebrige betrifft, so sind die erforderlichen Notizen in diesem Papiere enthalten. Es ist zwar Alles nur mit Bleistift geschrieben, doch aber leserlich. Versichern Sie Se. Majestät meines tiefsten Respekts und meiner fortdauernden [illegible], und nun machen Sie, daß Sie fortkommen und schlagen Sie sich die Gefangennehmung des Feldmarschalls aus dem Sinne. Damit ist es, diesesmal wenigstens, nichts."

„Das sehe ich leider ein. Aber hätte ich dem Könige nicht morgen diese Nachrichten zu geben, wie er es befohlen hat, ich bliebe in dieser Gegend und finge ihn dennoch. Vielleicht ein andermal. Vorwärts, Husaren, wir haben bis morgen Mittag wohl noch zwanzig Meilen zu reiten."

Karl grüßte den Edelmann und sprengte an der Spitze seiner Leute vom Hofe. Bald waren sie spurlos verschwunden, und die einige Stunden nachher erscheinenden ungarischen Husaren suchten sie vergebens.

Der Feldmarschall Daun aber blieb immer der Meinung, die preußischen Husaren hätten den desertirten Unteroffizier aufgesucht und davongeführt und bestrafte sogar die flüchtigen Dragoner dafür, daß sie ihn nicht besser beschützt hätten.

---

Friedrich der Große hatte inmitten seiner Armee am anderen Tage um die Mittagszeit die Parole ausgegeben. Gegen seine Gewohnheit stand er noch auf dem Platze und sah sich nach allen Seiten um.

Die Generale und Offiziere wurden aufmerksam und fragten Einer den Andern, was der König wohl erwarten

Digitized by Google

möge. Niemand ging vom Platze, sondern Alle drängten sich in ehrerbietiger Ferne zusammen und flüsterten mit einander.

„Geben Sie Acht, meine Herren, sagte ein alter Husarenmajor, er erwartet zuverlässig seinen Liebling, den Unteroffizier [redacted] der Fußgarde, der mit zehn von meinen besten Hu[redacted] schon seit einigen Tagen, der Teufel weiß wohin, geritten ist. Es wurmt Se. Majestät, daß der noch nicht wieder hier ist."

„Er kommt nicht!" sagte zu gleicher Zeit der König zu sich selbst, indem er einige Schritte that, und die Augen zur Erde gerichtet, mit seinem Krückstocke stark aufstieß. „Sollte ihn sein Glück diesmal verlassen haben? Und mir ist so sehr viel daran gelegen, zu wissen — — —"

Er sah auf.

„Aber bin ich nicht unbillig," fuhr er fort. „Eine so ungewisse Expedition, und ich verlange, daß er zur Stunde hier sein soll? Und doch — — —"

Ein Geräusch von vielen Stimmen unterbrach den König in seinem Selbstgespräch.

Er drehete sich um, zu sehen, was es sei.

Da erhellte sich sein sorgenvolles Gesicht, denn an der Fronte des Lagers herab kam ein Reitertrupp, bestäubt und auf müden, abgetriebenen, hinkenden Pferden. Die Reiter waren Husaren und theilweise verwundet. An ihrer Spitze ritt Karl Schmidt in seiner blauen Uniform, deren silberne Tressen schon einen rothen Schimmer bekamen.

Die Soldaten kamen aus ihren Zelten gelaufen, um die Ankommenden zu sehen; sie bewillkommneten sie und riefen ihnen zu — und das war das Geräusch, welches der König gehört hatte.

In einiger Entfernung ließ der Unteroffizier halten und stieg vom Pferde.

Digitized by Google

Sichtbar ermattet und langsam ging er dahin, wo der König stand. Alles machte ihm Platz.

„Bist Du doch gekommen?“ fragte der König, als Karl dicht vor ihm stand.

„Es war fast eine Unmöglichkeit, ist aber doch gelungen!“ antwortete Karl.

„Nun — und? Nur schnell, schnell! [redacted]ige Worte genügen, das Uebrige später.“

„Hier sind die Notizen!“

„Also Du hast sie doch! Ich glaubte schon nicht mehr, sie zu erhalten. Weiter!“

„Die Oesterreicher verlassen ihr Lager und rücken Ew. Majestät entgegen.“

„Ist das gewiß?“

„Es ist gestern in einem Kriegsrathe beschlossen worden.“

„Also doch! Ich glaubte nicht, daß sie so dumm sein würden!“

„Nun, Dummheit ist es gerade nicht. Sie überschätzen sich selbst und unterschätzen Ew. Majestät Armee. Ich habe dem Feldmarschall Daun eine schöne Beschreibung von unserer Armee gemacht. Danach muß er glauben, sie bestehe aus nackten, verhungerten Krüppeln!“

Der König sah groß auf.

„Du? dem Feldmarschall Daun? Bist Du toll?“

„Nein, aber sehr müde. Ich war österreichischer Gefangener und habe mit Daun gesprochen.“

„Und bist doch wieder frei?“

„Nicht allein frei, sondern hätte beinahe den Daun als Gefangenen mitgebracht. Es kam mir nur etwas Unerwartetes dazwischen.“

„Nun, das übersteigt denn doch meine Begriffe von gutem Glück!“ sagte der König laut lachend. „Das mußt Du mir ausführlich erzählen, aber später, versteht sich.

Digitized by Google

Dann als Gefangenen in mein Lager bringen, ha, ha, ha!"

„Ew. Majestät werden Sich überzeugen, es war nahe daran, da sind alle meine Husaren! Die haben es gesehen!"

„Waren die denn auch gefangen?"

„O, behüte, wer hätte mich denn befreien sollen, wenn ich die hätte gefangen nehmen lassen?"

„Nun, geh' und erfrische Dich und ruhe Dich aus. Auf dem Marsche mehr davon. Denn nun wollen wir den geraden Weg zur Schlacht gehen. Höre aber, ich will Dir etwas sagen. Nimm Dich in Acht, daß Dein Glück nicht umschlägt und Unglück daraus wird. Versuche Dein Glück nicht zu viel!"

Karl ging und der König berief seine Generale und machte sie mit seinen Dispositionen bekannt.

Da dies unmittelbar nach Karls Zurückkunft geschah, so muthmaßte man, daß Karl günstige Nachrichten gebracht habe, und da der König überdies sehr heiter schien, brachte man dies mit Karls Rückkehr in Verbindung, und fing an, in ihm einen nicht ganz unwichtigen Mann zu sehen, der „seine Carriere schon machen werde."

Karl aber kümmerte sich um dies Alles nicht. Des Königs Zufriedenheit war sein bester Lohn und jetzt lag er in einem Zelte auf einem Bund Stroh und schlief ruhig, bis die Trompete ihn zur Fortsetzung des Marsches weckte.

---

Einige Tage später rückte die preußische Armee der österreichischen entgegen. Es geschah dies an dem Tage, wo die Oesterreicher, wie wir schon gesehen haben, im Zweifel waren, ob ihr rechter, oder ihr linker Flügel von den Preußen angegriffen werden würde.

Es war allerdings Alles bei beiden Heeren verschieden.

Digitized by Google

Die Preußen waren 33,000, die Oesterreicher aber heute 90,000 Mann stark.

Letztere waren voll Vertrauen auf ihre Zahl; es herrschte bei ihnen überdies an allen Bedürfnissen Ueberfluß, da sie große Magazine in der Nähe und ungehinderte Zufuhren aus Böhmen hatten.

Die Preußen waren voll Zutrauen zu ihrem Könige, im Uebrigen herrschte aber an den meisten Bedürfnissen Mangel.

Die Oesterreicher hatten eine lange Ruhe genossen, die Preußen waren von angestrengten Märschen in der rauhen Witterung erschöpft.

Also Mißverhältnisse zum Nachtheil der Preußen in jeder Beziehung.

So rückte der König mit seiner Berliner Wachtparade auf die Oesterreicher los und manövrirte so künstlich, daß die Letzteren ihre beiden Flügel zugleich bedrohet glaubten.

Allein plötzlich griff er den linken Flügel an und warf ihn über den Haufen.

Jetzt sahen die Oesterreicher, was der König beabsichtigte und zogen eilig die nöthigen Verstärkungen herbei. Aber es war zu spät.

Die ankommenden Regimenter wurden einzeln, wie sie sich zeigten, auseinandergesprengt, bevor sie sich nur formiren konnten. Der König hatte die linke Flanke genommen und rollte nun die Linie auf. Die Kürassiere der Oesterreicher, welche das Gefecht wieder herstellen wollten, wurden durch die preußische Artillerie gesprengt und es trat eine grenzenlose Verwirrung ein. Mehrere Regimenter der Oesterreicher kamen zu keinem Schuß, sondern wurden von dem fliehenden Strome fortgerissen. Als nun das Dorf Leuthen von den Preußen erstürmt war, und die preußische Kavallerie einhieb und Gefangene zu Tausenden machte, da

Digitized by Google

hatte alle Vertheidigung ein Ende. Nur die einbrechende Nacht rette den Reſt des Heeres vom gänzlichen Untergange. Alles floh, ſo gut es konnte.

Die Preußen lagerten auf dem Schlachtfelde.

Der König wollte aber in der Dunkelheit noch nach Liſſa reiten.

Karl hatte in der Schlacht tapfer mitgefochten und traf in der Dunkelheit auf den König, der mit mehreren Generalen, unter denen auch Zieten war, auf dem Wege nach Liſſa ritt.

Der König erkannte den Unteroffizier und rief ihn zu ſich.

„Beſorge mir in jenem Dorfe einen Führer mit einer Laterne!“ ſagte er. „Man kann ja nichts ſehen.“

Karl ſprengte voraus, um dem Befehle des Königs nachzukommen.

„Ew. Majeſtät ſollten den Unteroffizier belohnen!“ ſagte Zieten. „Ich habe ihn heute während der Schlacht beobachtet, und muß ſagen, daß er überall voran war und tapfer gefochten hat. Den öſterreichiſchen General Beck hat er ganz allein gefangen genommen, und an mich abgeliefert.“

„So?“ antwortete der König lachend, „hat er doch Einen gefangen? Er hatte es eigentlich auf Daun abgeſehen, aber der muß ihm wohl nicht in den Wurf gekommen ſein. Ach, mein lieber Zieten, ich verdanke dem Unteroffizier mehr, als Er weiß.“

„Ich ſage aber, was ich weiß,“ ſagte Zieten, „und das können Ew. Majeſtät mir glauben.“

„Nun, nun, ich glaube es ja.“

Karl kam mit einem Bauer, der eine Laterne trug. Der Zug ging vorwärts.

„Bleibe neben mir!“ befahl der König dem Unteroffizier.

Digitized by Google

„Du haſt alſo, wie mir der General Zieten ſagt, den General Beck gefangen genommen?“

„Ja, Ew. Majeſtät!“

„Da haſt Du wohl gute Beute gemacht?“

„Ich habe ihm nichts genommen.“

„Du biſt ein Thor. Gewiß haſt Du gedacht, es ſei der Feldmarſchall Daun?“

„Nein, Ew. Majeſtät, das dachte ich nicht. Aber ich bekomme den auch wohl noch in die Hände.“

„Verbrenne Dir nur die Finger nicht. Uebrigens ernenne ich Dich hiermit zum Feldwebel bei der Garde. Morgen melde Er ſich bei mir, Herr Feldwebel. Für jetzt bleibe in meinem Gefolge, denn ich will Dein Glück benutzen. Man möchte mich ſonſt vielleicht gefangen nehmen, denn es iſt nur ein Bataillon hinter uns, aber eine ganze Armee Oeſterreicher vor uns. Sie ſind zwar geſchlagen, die Oeſterreicher, aber gegen eine ſo kleine Anzahl, wie wir hier ſind, gefährlich genug.“

„Warum reiten Ew. Majeſtät denn nach Liſſa?“ wagte Karl zu fragen.

„Weil ich da ſchlafen will!“ antwortete der König.

Inzwiſchen waren die bis auf den Tod ermatteten Soldaten des preußiſchen Heeres, von Hunger, Froſt und Müdigkeit überwältigt, auf dem feuchten Boden ihres Siegesfeldes hingeſunken.

Ringsum ſtöhnten Verwundete, und bei jedem Schritt ſtieß man auf Leichen.

Die Dunkelheit der Nacht machte die große Ebene noch ſchauerlicher.

Auf einmal fing ein Soldat an langſam und laut zu ſingen:

„Nun danket alle Gott! u. ſ. w.“

Von gleichen Gefühlen ergriffen, ſtimmte die Feldmuſik

Digitized by Google

aller Regimenter mit ein, und in einer Minute ſang das ganze Heer das kräftige Lied mit.

Es war ein kriegeriſcher Auftritt von der größten Erhabenheit.

Von neuem Muthe beſeelt, verließen die Soldaten den Schauplatz des Sieges und zogen ihrem heldenmüthigen Führer nach.

Der König kam nicht ohne Lebensgefahr in Liſſa an, wo die Oeſterreicher Halt gemacht hatten. Die ganze Stadt war von ihnen vollgepfropft. Theils auf offener Straße, theils aus den Fenſtern, feuerten ſie auf die Ankommenden.

Das Grenadier-Bataillon, welches dem Könige folgte, erwiderte das Feuer, und bald wurde in allen Straßen geſchoſſen.

Das Gefolge des Königs war ungewiß, wohin es ſich wenden ſolle, um aus dem Flintenfeuer zu kommen, aber der König machte dieſer Ungewißheit ein Ende, als er ſagte: „Folgen Sie mir, meine Herren, ich weiß hier Beſcheid!“

Er ſchlug den Weg nach dem Schloſſe ein. Dort angekommen, ſtieg er vom Pferde, und wurde ſogleich erkannt. Eine Menge Oeſterreicher ſtanden da, Offiziere und Soldaten. Hier konnte der König nach dem glorreichſten Siege, der je erfochten wurde, gefangen oder erſchoſſen werden.

„Der König, der König!“ ſchrien einige öſterreichiſche Offiziere entſetzt.

Karl hatte ſeinen Säbel gezogen, um nöthigenfalls zum Schutze des Königs bereit zu ſein.

Die öſterreichiſchen Generale, welche im Schloſſe waren, hörten das Geſchrei und kamen herausgeſtürzt.

Auch ſie erkannten den König, riſſen die Hüte von den Köpfen und ſtanden betroffen da.

Der König aber ſchritt mit der ruhigſten Miene von

der Welt durch die sich drängenden Generale und Offiziere, ohne, wie es schien, daran zu denken, daß die hier befindliche Uebermacht ihm gefährlich werden könne, lüftete seinen Hut und sagte freundlich ernst:

„Guten Abend, meine Herren, Sie haben mich hier wohl gar nicht vermuthet? Kann man denn auch noch mit unterkommen?"

Und die Generale der Kaiserin nahmen die Wachsfackeln aus den Händen der Diener und leuchteten dem Könige vor in das Schloß.

Inzwischen war aber, wie wir gesehen haben, ohne daß es der König wußte, die ganze preußische Armee hinter ihm her in Lissa einmarschirt und nahm sämmtliche Oesterreicher gefangen.

Die feindliche Armee war so gut als vernichtet.

---

## Zwölftes Kapitel.

Wenn Einer eine Reise thut, so kann er was erzählen. Karl nahm drum seinen Stock und Hut und that das Reisen wählen.

Nach der Schlacht bei Leuthen belagerte der König das von den Oesterreichern besetzte Breslau und eroberte es binnen 14 Tagen.

Karl war inzwischen wieder bei seinem Bataillon eingetreten und hatte die Kavallerie-Monturstücke ablegen müssen.

Er trug weder noch die klirrenden Sporen, noch den großen Federbusch und hatte sein erprobtes Schwert gegen den kleinen Infanterie-Säbel, die großen Stiefel aber gegen Leinwand-Gamaschen vertauscht.

Das that ihm zwar sehr leid, allein der König wollte es so haben, da der neue Feldwebel bei der Leib-Kompagnie

Digitized by Google

der Garde zu Fuß eingestellt wurde und dort seinen Dienst thun mußte.

Nach der damaligen Verfassung war der König als Chef der Garde zugleich Kapitän der Leib-Kompagnie und Karl kam daher, so lange die Garde sich mit dem Könige an einem und demselben Orte befand, in häufige Berührung mit ihm, da er, als Feldwebel, dem Könige täglich den Rapport von der Kompagnie überbringen mußte.

Um diese Zeit waren Unterhandlungen mit dem englischen Ministerium im Gange, welches in Hannover und Westphalen eine verbündete Armee aufstellen und für dieselbe vom Könige einen Anführer haben wollte. Außerdem sollte der König von Preußen Hülfsgelder zur Kriegführung von England erhalten, die aber erst vom Parlamente bewilligt werden mußten.

Diese Angelegenheit lag dem Könige sehr am Herzen, und er wünschte sie möglichst zu beschleunigen.

Eines Morgens ging er in seinem Zimmer auf und nieder und dachte wahrscheinlich über diese Sache nach. Er sprach, wie man hörte, mit sich selbst.

„Die Unterhandlungen werden zwar von geschickten Händen getrieben, gehen mir aber nicht rasch genug, sagte er leise. Wenn ich nur wüßte, wen ich hinschicken sollte, um sie schleunigst zu einem erwünschten Ende zu bringen, denn ich muß Gewißheit haben. Sende ich einen Diplomaten, so ist mein Gesandter beleidigt, und dann wird es erst recht nichts; sende ich einen General, das macht mir zu viel Aufsehen und meine Generale gehen gar zu sehr gerade aus, was mir sonst auch wohl lieb ist. Wen schicke ich denn?“

Die Thür des Zimmers öffnete sich und die stattliche Gestalt des Feldwebels von der Leib-Kompagnie trat ohne anzuklopfen herein, mit seinem rosenwangigen Antlitz. Er

zog die Thür hinter ſich zu und ſtand wie eine Bildſäule da.

Die blanke hohe Grenadiermütze ſaß feſt auf den gepuderten Locken, und unter ihr ſchaute das freundliche Geſicht hervor, das nun ſchon Spuren eines blonden Bartes trug. Hinten hing ein ſtattlicher Zopf herab.

Die blaue Uniform mit den ſilbernen Litzen, die hellgelbe Schooßweſte, die weißen Kniehoſen, die leinenen Stiefeletten, welche bis über das Knie hinaufgingen, ſaßen wie angethan; nicht das kleinſte Fältchen war zu ſehen. Die ſchönen, kräftigen Formen des jungen Mannes traten in dieſem Anzuge recht hervor und das über der Hüfte umgeſchnallte Säbelgehenk zeigte ſeine ſchlanke Taille.

Kerzengerade ſtand er da, beide Arme dicht am Leibe herunterhängend und in der rechten Hand den Rohrſtock haltend.

Friedrich ſah ihn wohlgefällig an; aber augenblicklich fiel ihm ein Gedanke ein, worüber er zuerſt lachen mußte.

Er dachte nämlich, das Schickſal beantworte durch den Eintritt des Feldwebels die Frage, welche er ſich in demſelben Augenblicke vorlegte: wen er zur Beſchleunigung ſeiner Angelegenheiten nach England ſenden ſollte.

„Den?“ dachte er lächelnd weiter, „was ſollte der wohl da? Und doch — fuhr er ernſter werdend fort, einen Andern kann ich nicht wohl ſchicken und zur Ueberbringung einer Depeſche iſt er eben ſo gut, als ein Feldjäger. Man kann immer nicht wiſſen, was ſein Glück ihm beſcheert!“

„Komm her!“ ſagte er zu dem Feldwebel.

Der Feldwebel marſchirte dicht an den König heran.

„Den Rapport!“ ſagte der König.

Der Feldwebel überreichte denſelben.

Der König legte den Rapport auf den Tiſch, ohne ihn anzuſehen.

Digitized by Google

Das hatte er noch niemals gethan und Karl ſah daher ſehr erſtaunt aus, wovon der König aber keine Notiz nahm.

„Höre,“ ſagte er zu dem Feldwebel. „Du haſt mir ſchon manchen wichtigen Dienſt geleiſtet, aber immer als Soldat!“

Karl wurde roth.

„Nun will ich Dich,“ fuhr der König fort, „einmal in einem anderen Geſchäft brauchen, und ſehen, ob Du auch darin ſo viel Glück haſt, als in Deinen militäriſchen Angelegenheiten.“

Karl ſah den König erwartungsvoll an.

„Weißt Du,“ fragte der König, „was ein Diplomat iſt?“

„Nein, das weiß ich nicht?“ antwortete Karl.

„Du biſt ja oft genug im Potsdamer Schloſſe auf der Wache geweſen und wirſt doch zuweilen geſehen haben, daß ein fremder Ambaſſadeur oder Geſandter, wie wir ſagen, zu einer Audienz vorgefahren iſt?“

„Aha! Freilich habe ich das und oft genug über die kurioſen Uniformen der Herren Geſandten lachen müſſen, die von den unſrigen himmelweit verſchieden waren.“

„Nun, ſiehſt Du wohl! das ſind Diplomaten.“

„So, das ſind ſie? Nun, da kenne ich ſie ja.“

„Wirklich? Was iſt denn ein Diplomat?“

„Ein Herr in einer kurioſen Uniform!“

„Du haſt wirklich Recht, mehr als Du es weißt!“ ſagte der König lachend. „Aber ſieh' einmal, Du ſollſt auch ein Stückchen von ſolchem Diplomaten werden!“

Karl ſah erſt den König und dann ſich ſelbſt, ſo weit es möglich war, von oben bis unten betroffen an, um zu entdecken, welches Stück ſeines Anzuges ihn zum Diplomaten ſtempeln möchte. Er konnte aber nichts entdecken. Alles war in der beſten Ordnung. Er richtete ſich daher wieder

Digitized by Google

gerade auf und wartete ab, was der König weiter ſagen würde.

„Nun will ich Dir mit wenigen Worten angeben, was ich von Dir verlange!“ fuhr der König fort. „Du ſollſt mir eine Depeſche an meinen Geſandten nach London bringen. Aber weißt Du denn, was London für ein Ort iſt? Reicht Deine Geographie ſo weit?“

„London iſt die Hauptſtadt von England.“

„Und England?“

„Iſt eine Inſel . . .“

„Haſt Du einen Begriff von dem Wege, den Du zu machen haſt, um dahin zu kommen?“

„O ja, ſo weit das Land reicht. Zur See weiß ich nicht Beſcheid.“

„Welchen Weg würdeſt Du denn nehmen?“

„Nach Hamburg.“

„Nun, ich ſehe ſchon, es wird gehen! Schaffe Dir Deine Kavalleriekleider wieder an, Du ſollſt ſo bald als möglich fort. Du reiteſt als Courier, ein Huſar kann Dich begleiten nach Hamburg, ſetzeſt Dich da auf ein Schiff, welches Du von meinem dortigen Reſidenten zu requiriren haſt und biſt in einigen Tagen in London. Dort giebſt Du die Depeſche an meinen Geſandten, und bringſt mir Antwort zurück. Du wirſt Dich wohl einige Zeit in London aufhalten müſſen. Ich ſage Dir daher, daß ein Bündniß mit England im Werke iſt, deſſen Beſchleunigung ich ſehr wünſche. Sage dies dem Geſandten mündlich, damit er ſieht, daß Du weißt, was vorgeht. Und hätteſt Du etwa das Glück, ſetzte der König lachend hinzu, ſelbſt etwas zur Beförderung meines Wunſches beitragen zu können, ſo wirſt Du dies wohl benutzen.“

„Ja, das würde ich!“ antwortete Karl. „Ich ſehe nur nicht ein, wie ich dazu kommen ſollte.“



Digitized by Google

„Ich auch nicht!“ ſagte der König. „Ich werde Dir Deine Papiere ausfertigen, mache Dich ſchnell reiſefertig, und komm alsdann wieder her. Deinen Kommandeur laſſe ich benachrichtigen und Dein Pferd ſollſt Du hier finden.“

Karl wollte gehen.

„Noch Eins, nahm der König wieder das Wort. Deine Reiſe geht über Potsdam. Laſſe es Dir nicht etwa einfallen, dort Halt zu machen und Jemand zu ſprechen. Auf der Rückreiſe würde ich es eher geſtatten. Jedoch wird ſich das finden. Nun weißt Du Alles. Rüſte Dich zur Abreiſe.“

In einigen Stunden ſtand Karl wieder vor dem Könige, empfing ſeine Marſchroute nebſt den Briefen an den Reſidenten in Hamburg und den Geſandten in London. Nächſtdem gab der König ihm eine beträchtliche Geldſumme in neuen Dukaten. Alles dies wurde in eine kleine Ledertaſche gethan, die Karl um den Leib ſchnallte.

„In Berlin,“ ſagte der König, „verſchaffſt Du Dir anſtändige Civilkleider und legſt ſie an, bis Du in London angekommen biſt. Dort aber trägſt Du Deine Uniform. Ich will, daß Du Aufſehen erregſt. Spare kein Geld. Und nun vorwärts!“

Karl beſtieg ein ſchönes Pferd, das ſein Huſar, ſchon völlig geſattelt und bepackt, bereit hielt, und ritt ab.

Nach Bedürfniß wechſelte er unterwegs die Pferde, und geſtattete ſich und ſeinem Begleiter nur wenige Ruhe. Nach zwei Tagen war er ſchon in Berlin.

Dort verſah er ſich und den Huſaren mit feinen Civilkleidern. Die Uniformen wurden eingepackt, und nach einer Ruhe von einigen Stunden ging es wieder vorwärts.

Wer aber beſchreibt Karls Gefühle, als er nach einigen Stunden Potsdam vor ſich liegen ſah.

Potsdam, ſeine Vaterſtadt, wo er die glücklichen Kinderjahre verlebt hatte, wo ſeine Mutter noch lebte, wo Kuni-

Digitized by Google

gunde — seine erste und einzige Liebe — wohnte. Jetzt war er fast zwei Jahre aus Potsdam entfernt, und welche Schicksale hatte er erlebt. Es schien ihm ein ungeheurer Zeitraum zwischen seinem Abmarsche aus Potsdam und dem heutigen Tage zu liegen und er fragte sich selbst, ob es möglich sei, daß seine Mutter noch lebe und Kunigunde noch das schöne, junge Mädchen sein könne, das sie damals war.

Wie gern hätte er seine Mutter, wenn auch nur auf einen Augenblick gesprochen. Aber er fürchtete zu lange aufgehalten zu werden, und überdies hatte der König verboten, in Potsdam Halt zu machen. Er mußte doch wohl seine Gründe dazu haben, und Karl sagte sich selbst, daß er gehorchen müsse.

Während er so nachdachte, erreichte er das Thor.

Da stand der alte Thorschreiber, ganz so, wie Karl ihn schon in seiner Kindheit gesehen hatte, und ein unbeschreiblich süßes Heimathsgefühl beschlich den Soldaten des großen Friedrich, der im zweijährigen wilden Kriegsleben, täglich den Tod vor Augen, nie daran gedacht hatte, wie ihm wohl sein würde, wenn er seine Vaterstadt noch einmal wiedersehen sollte.

Das war der alte Thorschreiber, mit dem seine Mutter so befreundet war, und in dessen Stube er so oft gespielt, in späteren Jahren aber zur Uebung geschrieben, gelesen und gerechnet hatte.

Der Thorschreiber sah die beiden Reiter kommen und dachte, der Eine müsse wohl ein vornehmer Herr und der Andere sein Diener sein.

Er zog sein Käppchen von dem weißen Haupte und begrüßte Karl ehrerbietig, indem er fragte, ob der Herr etwa Sachen bei sich habe, wovon Accise bezahlt werden müßte.

Karl verneinte dies, indem er sein Pferd anhielt.

„Lebt in Potsdam eine Wittwe Schmidt," fragte er, „die in der Hofküche angestellt ist?"

„Als Scheuerfrau, freilich, freilich!" sagte der Thorschreiber.

„Wie geht es ihr?"

„So weit gut. Sie ist gesund und kräftig, hat aber doch ihren Gram."

„Was für Gram?"

„Um ihren Sohn, der bei der Garde des Königs steht. Da sind nun mehrere große Schlachten vorgefallen und sie weiß nicht, ob ihr Sohn noch lebt und ob er nicht etwa blessirt ist, wenn er auch nicht getödtet sein sollte."

„Sie können ihr sagen, daß er lebt und gesund ist. Der König hat ihn sogar zum Feldwebel seiner Leib-Kompagnie gemacht."

Das faltenreiche Gesicht des Thorschreibers klärte sich auf.

„Sie kennen ihn also wohl?"

„Sehr genau."

„Sind Sie etwa bei der Armee gewesen?"

„Ich komme direct von daher."

„Herr Gott! Was macht der König?"

„Nun, er ist ganz wohl."

„Und ist das Alles wahr, was man sonst von den großen gewonnenen Schlachten spricht, da oben im Reich, bei Roßbach und in Schlesien bei Leuthen?"

„Alles wahr!"

„Gott sei Dank!"

Karl hatte es auf der Zunge, nach Kunigunde zu fragen, aber er konnte es nicht über sich gewinnen.

Langsam ritt er weiter, da er fürchtete, der Versuchung nicht länger widerstehen zu können, sich seinem alten Freunde, dem Thorschreiber, zu erkennen zu geben. Schon wurden ihm die Augen naß. Aber, dachte er, ich kann ja den Weg

Digitized by Google

bei des Brauers Hause vorbei nehmen, das hat ja der König nicht verboten. Vielleicht sehe ich sie."

Und er schlug den bekannten Weg ein.

Das Herz schlug ihm heftig, als er langsam vorwärts ritt und das Haus des Brauers von ferne sah.

Die hellen Fenster leuchteten ihm immer näher entgegen und als er dem Hause gegenüber war — Himmel und Erde — da saß sein Gundchen am Fenster, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt. Sie war schöner als jemals, nur blässer, was ihr aber einen neuen Reiz verlieh. Als sie das Geräusch der Pferdehufe auf dem Pflaster vernahm, schlug sie die kornblauen herrlichen Augen auf und sah Karl mit einem vollen Blicke an. In demselben Augenblicke erbleichte sie aber und griff mit der kleinen weißen Hand nach dem Herzen. Sie wußte nicht, weshalb und wie ihr geschah, aber sie hatte Karl nicht erkannt.

Karl aber zitterte auf seinem Pferde vor Freude. Er nahm aber tief seinen Hut ab und grüßte. Kunigunde erhob sich, um zu danken.

„Was hast Du da vor?" fragte ihr Vater, der dicke Brauer, zu ihr an das Fenster tretend.

Er sah den vornehmen Herrn, der so eben seinen Hut wieder aufsetzte, nahm seine Pelzmütze ab und machte einen tiefen Bückling.

In demselben Augenblick fing die Singuhr auf dem Thurm der Garnisonkirche das Lied zu spielen an:

„Befiehl Du Deine Wege."

Kunigunde wußte nicht, wie ihr geschehen war. Sie sah dem Fremden nach, der langsam weiter ritt, warf einen Blick nach dem Glockenthurm und sah dann verstört ihren Vater an. Es war ihr Alles wie ein Wunder.

„Na, was ist Dir denn?" fragte der Vater. „Wer war jener Herr, kennst Du ihn?"

Digitized by Google

„Nein, ich kenne ihn nicht!“

„Hm!“ brummte der Vater, „ich will nicht fluchen, weil heute Mittwoch iſt, aber Donnerwetter, es iſt doch ſonderbar!“

Inzwiſchen hatte der Thorſchreiber nach Karls Mutter geſchickt, und ihr ſagen laſſen, daß ſie zu ihm kommen möge, er habe ihr etwas Wichtiges mitzutheilen.

Er durfte nicht lange warten, da ſah er ſie ſchon eilfertig die Straße daherkommen.

„Nun, was giebt es denn, Herr Stronaty?“ rief ſie ſchon von ferne.

„Meine liebe Frau Schmidt,“ antwortete der alte Thorſchreiber langſam und bedächtig, „es iſt ſo eben ein Herr mit ſeinem Diener hier durch das Thor geritten — —“

„Aber was geht das mich an, Herr Stronaty? Ich denke Wunder, was Sie mir zu erzählen haben; aber wenn es weiter nichts iſt — es mögen wohl noch mehr Herren durch Ihr Thor reiten, und wenn Sie mich jedesmal deshalb holen laſſen, um mir das zu ſagen — — “

„Ruhig Frau Schmidt,“ unterbrach der Thorſchreiber nun ſeinerſeits den Strom der redeluſtigen Frau, „hören Sie doch erſt das Weitere an, dann werden Sie andere Augen machen. Sie laſſen Einen ja nicht zu Worte kommen. Aber ich ſage Ihnen, unterbrechen Sie mich noch einmal, ſo erfahren Sie gar nichts, und das wird Ihnen hinterher ſehr leid ſein.“

„Na, was iſt denn los?“

„Alſo, es kam ein Herr mit ſeinem Diener durch das Thor geritten, und zwar kamen ſie Beide von draußen, alſo von Berlin her und ritten in unſere Stadt Potsdam ein.“

Frau Schmidt that einen tiefen Seufzer, ſetzte ſich auf einen Schemel, den der Thorſchreiber vor ſeinem Fenſter zu

Digitized by Google

stehen hatte, holte ein Strickzeug aus der Tasche und fing an zu stricken.

Der Thorschreiber sah dies geduldig mit an, und fuhr dann eben so langsam fort als vorher:

„Ich fragte den Herrn, ob er etwas Accisbares bei sich habe, worauf er mit Nein antwortete, gleich aber fragte, ob Frau Schmidt in Potsdam noch lebe."

Frau Schmidt wurde leichenblaß, ließ das Strickzeug fallen und faltete die Hände.

„Nun, nun, erschrecken Sie nur nicht, meine liebe Frau Schmidt. Es ist gar nicht gefährlich, wie Sie gleich hören werden, vielmehr eine sehr erfreuliche Nachricht. Ich kann es nicht länger verschweigen, obgleich ich es eigentlich in seiner gehörigen Ordnung hätte erzählen müssen. Der Herr sagte, er kenne Ihren Sohn, unseren Karl, sehr gut, er sei gesund und der König hätte ihn sogar zum Feldwebel der Leib-Kompagnie gemacht."

„Meinen Karl? Gott sei ewig gedankt!" rief Frau Schmidt, erhob sich von ihrem Schemel und wollte davoneilen. „Das muß Kunigunde erfahren!" rief sie noch, aber inzwischen erwischte der Thorschreiber sie bei der Schürze und hielt sie fest.

„Was fällt mir ein!" rief er mit zitternder Stimme, „das war Karl selber, der mir das sagte. Ja, ja, er war es. Wo hatte ich denn meine Augen?"

Frau Schmidt schrie laut auf und rannte davon. Sie begab sich eilig nach ihrer Wohnung, da war kein Karl, sie lief nach der Hofküche, da wurde sie ausgelacht, endlich verfügte sie sich nach dem Hause des Brauers, um Kunigunde heimlich zu sprechen, was ihr auch gelang.

Als sie derselben erzählte, was der Thorschreiber gesagt, wäre Kunigunde fast in Ohnmacht gefallen. Jetzt wußte

Digitized by Google

ſie, wer der Fremde geweſen war, der ſie gegrüßt und bei deſſen Anblick ſich ihr Herz bewegt hatte.

„Ja, ja!“ hauchte ſie endlich, „er war es!“

„Wer, wer war es?“

„Karl!“

„Wo war er denn um Gotteswillen?“

„Er iſt hier vorbeigeritten, wie ein vornehmer Herr gekleidet, mit einem Diener hinter ſich, und hat mich gegrüßt.“

„Wo iſt er denn aber geblieben?“

„Das weiß ich nicht.“

„Nun, da ſteht mir der Verſtand ſtille. Es iſt doch nicht etwa ſein Geiſt geweſen?“

„Ach nein, wie ein Geiſt ſah er gar nicht aus.“

„Da muß ich weiter nachfragen, das muß ich herausbaben, es iſt ja mein Sohn. Warum ſollte er durch Potsdam reiten, ohne ſeine Mutter zu ſehen und zu ſprechen? Das iſt Alles nicht wahr!“

Sie eilte wieder davon und brachte ganz Potsdam in Aufruhr, konnte aber zuletzt doch weiter nichts erfahren, als daß der beſchriebene Herr mit ſeinem Diener in ſcharfem Trabe zum Brandenburger Thor hinausgeritten ſei. Dort hätten ſie ihre Pferde in Galopp geſetzt und wären binnen Kurzem verſchwunden geweſen.

Mehrere Wochen wurde in Potsdam von dieſem unerklärlichen Ereigniſſe geſprochen, bis andere Vorfälle daſſelbe vergeſſen ließen.

Frau Schmidt dachte aber immer daran und Kunigunde vergaß es nicht. Letztere legte noch dem Umſtande eine beſondere Bedeutung bei, daß gerade in demſelben Augenblicke, als ihr Vater den Fremden, der Karl geweſen ſein ſollte, begrüßte, die Singuhr zu ſpielen anfing und dachte, daß Karl, ihrem

Digitized by Google

Vater zum Trotze, doch zurückkehren und ihr seine treue Liebe bewahrt haben werde.

Das Glockenspiel auf dem Thurme der Garnisonkirche mußte es wissen, der Vater hatte es ja selbst angerufen. Damit tröstete sie sich und dachte öfter als je an den abwesenden Liebling, den ihr Wankelmuth fast in den Tod getrieben.

Karl verließ Potsdam theils freudig erregt, daß er Gundchen gesehen, theils aber auch von Schmerz erfüllt, daß er seiner Mutter nicht ein Wort der Liebe und des Trostes hatte sagen können.

Aber die schnelle Reise und die vielfachen Abwechselungen auf derselben drängten diese Gedanken bald in den Hintergrund, und als er bald darauf Hamburg ohne Unfall erreichte, hatte er andere Sorgen.

Er wandte sich sogleich an den preußischen Residenten daselbst und fand in demselben einen ältlichen Herrn von strengen Zügen.

Da Karl in Civilkleidung zu ihm ging, so glaubte der Resident, daß ein Reisender in einer Paß-Angelegenheit zu ihm komme, ließ ihn zuerst warten, dann aber zu einer anderen Stunde wieder bestellen.

Aber er war an den unrechten Mann gekommen.

„Sagen Sie dem Herrn Residenten," sagte Karl zu dem Schreiber, der ihm diesen Bescheid brachte, „ich sei im Namen des Königs hier und verlange augenblicklich Gehör!"

Das wirkte, und Karl wurde vorgelassen.

„Wer sind Sie?" fragte der Herr Resident, indem sein Gesicht sich in noch strengere Falten als gewöhnlich legte.

„Das werden Sie aus diesem Passe sehen."

Der Resident nahm den Paß und las:

„Wir Friedrich II. von Gottes Gnaden König von Preußen u. s. w. hm — hm — — hm!"

Digitized by Google

„Also Sie sind ein Feldwebel von der Garde, wie ich sehe.“

„Zu dienen!“

„Wollen wohl werben?“

„Behüte! Was ich will, wird in diesem Schreiben enthalten sein.“

Er überreichte die versiegelte Ordre des Königs.

Der Resident nahm sie in Empfang und sah schon an der Aufschrift, daß sie vom Könige war.

Zitternd erbrach er das Schreiben, denn er dachte, der Feldwebel sei abgeschickt, ihn zu arretiren.

Er las daher mit leichterem Herzen den Auftrag, für den Gardefeldwebel sogleich und um jeden Preis ein Schiff zu besorgen, das ihn nach England bringe. Jede Verzögerung wurde mit strenger Ahndung bedroht.

„Hm, hm!“ sagte der Resident. „Sie wollen also nach London reisen, mein Lieber?“

„Auf Befehl des Königs!“

„Was sollen Sie denn da machen?“

„Steht es nicht in der Ordre, die ich Ihnen überbracht habe?“

„Nein!“

„So kann ich es Ihnen auch nicht sagen!“

„Der ist noch verschwiegener, als ein Diplomat!“ dachte der Resident. „Ja Seine Gardisten! Dies ist noch ein so junger Mensch und wie hat Er den eingehetzt. Aber ich will es doch erfahren.“

Dann sagte er zu Karl:

„Ich werde heute noch ein Schiff zur Disposition haben, das nach London segelt. Es liegen mehrere nach England zum Auslaufen bereit, und ich darf daher nur wählen und den Landungsort bestimmen. Wenn Sie sich daher

nicht aufhalten wollen, ſo können Sie heute noch abſegeln. Der Wind iſt günſtig."

„Je eher, je beſſer!"

„Und da der König Sie mir gewiſſermaßen auf die Seele gebunden hat, ſo bleiben Sie die wenigen Stunden Ihres Aufenthalts in meinem Hauſe. Wo ſind Sie abgeſtiegen?"

„Vor Ihrer Thür!"

„Und Ihre Pferde?"

„Stehen noch unten. Mein Huſar wartet dort auf mich."

„Um ſo beſſer. Ich werde Ihnen ſogleich ein Zimmer anweiſen laſſen, Ihrem Huſaren desgleichen, und die Pferde—"

„Können ſofort an dieſe Adreſſe abgeliefert werden, wo hundert Dukaten dafür in Empfang zu nehmen ſind!" ſagte Karl.

„Gut, ich werde das beſorgen. Uebrigens iſt es auch zur Bewahrung des Geheimniſſes beſſer, wenn Sie hier bleiben."

„Welchen Geheimniſſes?"

„Nun, Ihrer Reiſe."

„Die iſt gar kein Geheimniß."

„Ah, alſo blos der Zweck?"

„Das weiß ich nicht."

„Aber wenn Ihre Reiſe kein Geheimniß iſt, warum reiſen Sie denn in Civilkleidern? doch nur, damit Sie nicht erkannt werden wollen?"

„Nein, auf Befehl Sr. Majeſtät. Er mag wohl meine Sicherheit dabei im Auge gehabt haben, da wir unterwegs hätten auf Feinde ſtoßen können. Uebrigens werde ich in London meine Uniform tragen."

„Nun, Aufſehen werden Sie mit Ihrer Uniform genug machen, man wird aber einen ſeltſamen Begriff von einem Geſandten des Königs haben, der nur Ihren Rang hat,

Digitized by Google

d. h. den eines Unteroffiziers. In England gelten die Unteroffiziere nicht viel."

„Ich werde sie zu Ehren bringen."

„Wie wollen Sie das machen? Sie werden vielleicht bei dem außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Sr. Majestät am Londoner Hofe wohnen, und der wird Ihnen wie seinen Bedienten ein Zimmer im Keller oder unter dem Dache anweisen. Schon das — —"

„Das wird nicht geschehen. Ich werde in einem der ersten Gasthöfe Londons absteigen, und die Zimmer miethen, die der König bewohnen würde, wenn er in London wäre."

Der Resident fuhr erstaunt zurück. Dieser Mensch — das konnte unmöglich ein Feldwebel sein.

„Wissen Sie aber auch, was das in London kostet?" fragte er dann wieder.

„Nein, das weiß ich nicht, ist mir aber sehr gleichgültig."

„Dann müssen Sie viel Geld haben?"

„Ich denke, das hat mit unserem Geschäft nichts zu thun, und ist meine Sache."

Der Resident schwieg nunmehr und dachte: dem ist nicht beizukommen. Wir wollen es mit seinem Husaren versuchen. Ich müßte kein Diplomat sein, wenn ich mir dies Geheimniß entgehen ließe.

Während der Resident nun die nöthigen Vorkehrungen traf, daß Karl zu Schiffe schnell weiter befördert werden konnte, ließ dieser es sich auf seinem Zimmer wohl sein und stärkte sich zu der Seereise durch ein gutes Mittagessen, eine Flasche Wein und etwas Ruhe.

Dem Husaren Franz — denn dieser alte Bekannte Karls war sein Begleiter — ging es eben so wohl. Auch er war beschäftigt, seine Flasche Wein zu leeren, als ein Schreiber des Residenten bei ihm eintrat.

„Hören Sie," sagte dieser, „mich freut es sehr, einmal

Digitized by Google

einen Landsmann zu ſehen. Wir wollen, ſo lange Sie Zeit haben, ein wenig mit einander vom Vaterlande plaudern. Damit uns die Zunge nicht trocken werde, habe ich ein Paar Flaſchen Wein mitgebracht. Es iſt Madeira, den Sie wohl noch nicht getrunken haben."

„Was, ein preußiſcher Huſar im Kriege ſollte noch keinen Madeira getrunken haben? da ſind Sie ſehr irrig, Herr Landsmann. Es giebt nicht viele Weinſorten, die wir nicht getrunken hätten. Der Madeira iſt ein ſchöner Wein, ich trinke ihn gern."

„Vorwärts denn!"

„Hm! wegen dieſer beiden Flaſchen? das lohnt nicht der Mühe, ſich ſehr anzuſtrengen, damit werde ich bald fertig."

„Ich kann mehrere holen!"

„Das läßt ſich hören."

Das Trinken und Plaudern nahm ſeinen Anfang, und nachdem die beiden Flaſchen geleert waren, holte der Schreiber wiederum zwei. Ihm ſelbſt wurde ſchon die Zunge ſchwer, während der Huſar zwar redſeliger geworden, ſonſt aber ziemlich nüchtern geblieben war.

Der Schreiber fühlte, daß es Zeit ſei, den ihm gewordenen Auftrag zu vollführen, bevor er unfähig dazu werde.

„Hören Sie, lieber Freund und Landsmann," begann er, „Sie haben noch eine ſchwere Reiſe vor ſich."

„Ja, ich glaube es ſchon. Schadet aber nicht."

„Es iſt ſonderbar, daß der König einen Feldwebel ſeiner Garde nach England ſchickt!"

„Nicht wahr? Ich hab's mir auch ſchon gedacht."

„Was mag er denn da wohl eigentlich zu thun haben?"

„Ja, hören Sie, lieber Landsmann," antwortete der Huſar geheimnißvoll, „da hat ſich ſchon Mancher den Kopf darüber zerbrochen. So eigentlich weiß das Niemand mit Gewißheit zu ſagen, ſelbſt die vertrauteſten Generale des

Digitized by Google

Königs wissen es nicht. Was ich so im Vertrauen gehört habe, will ich Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheilen, obwohl ich es nicht verbürgen kann."

Der Schreiber spitzte die Ohren — seine Augen glänzten.

„Man sagt," fuhr der Husar fort, indem er nach der Thür ging, sie öffnete und hinaussah, ob Niemand horche, „man sagt, er soll — —"

Der Husar kam von der Thür zurück und näherte sich seinem Freunde.

„Nun, er soll?" fragte dieser begierig.

„Er soll," sagte der Husar leise und zog den Schreiber an einem Knopfe seines Rockes dicht zu sich heran. „Er soll den König von England gefangen nehmen und ihn zum Könige ins Lager bringen."

Darauf gab er dem Schreiber einen Stoß vor die Brust, daß dieser vier oder fünf Schritte zurücktaumelte und fast hingefallen wäre, setzte sich auf seinen Platz und trank sehr ernsthaft ein Glas Wein.

Der Schreiber begriff, daß dies ein guter Spaß sein sollte, und kam lächelnd wieder herbei.

„Aber, lieber Freund," stammelte er, „wie ist das möglich? Wie kann ein einzelner Mann den König von England mitten in seiner Hauptstadt gefangen nehmen und aus dem Lande führen?"

„Der?" fragte der Husar zurück. „Der hat schon ganz andere Dinge gethan. Haben Sie von den Schlachten bei Roßbach und Leuthen gehört?"

„Alle Welt ist voll davon!"

„Nun, diese Schlachten hat Er dem Könige gewinnen helfen, sonst möchte es schlecht ausgesehen haben. Ich sage Ihnen, wenn der König es befiehlt, so holt er den Pabst zu Rom mitten aus seinen Kardinälen heraus und liefert

ihn im Lager bei der Brandwache ab. Und dann geht er ruhig schlafen, als ob nichts vorgefallen wäre."

„Das ist ja ein wahrer Teufel, man sieht es ihm gar nicht an."

„Und dann — Sie sagen, ein einzelner Mann! Bin ich denn nicht da, bin ich denn Niemand?"

Ein Faustschlag des Husaren auf den Tisch zerschmetterte diesen fast und dabei sah er den Schreiber mit so zornblitzenden Augen an und sein großer Schnurrbart sträubte sich so fürchterlich, daß dem Schreiber ernstlich bange wurde und er schnell das Weite suchte.

Als die Thür sich hinter ihm schloß, lachte der Husar herzlich und blieb bei dem Weine sitzen.

Der Schreiber schlich zu dem Residenten.

„Nun, was haben Sie herausgebracht?"

„Der Husar sagt, der Feldwebel solle den König von England gefangen nehmen und im Lager des Königs abliefern."

So ärgerlich der Resident auch war, konnte er doch nicht umhin, in ein anhaltendes Gelächter auszubrechen. Er trocknete sich dann die thränenden Augen und sagte:

„Da sind Sie noch besser angekommen, als ich. Das sind ja verdammte Kerle. Ja, ja, unser Fritz weiß, wem er trauen kann und seine Soldaten thun blindlings, was er sagt, und wenn sie den augenblicklichen Tod vor Augen sehen. Ich glaube wahrhaftig, hätte der König dem Feldwebel einen so tollen Befehl gegeben, wie der Husar Ihnen aufgebunden hat, sie versuchten es, den König von England zu entführen. Wissen muß ich aber dennoch, was hinter dieser Geschichte steckt. Ich werde sogleich nach England schreiben und meine Spione in Bewegung setzen."

Dabei blieb es denn.

Karl aber und sein Begleiter fuhren noch am nämlichen

Digitized by Google

Tage auf einem Hamburger Schiffe nach London ab, wo sie innerhalb einiger Tage mit gutem Winde anlangten.

Als das Schiff auf der Themse vor Anker gegangen war, ließ der Kapitän eine Schaluppe aussetzen und bemannen, welche Karl und seinen Begleiter an das Land bringen sollte.

Der Kapitän kannte Karls Stand nicht, da letzterer noch seine Civilkleidung trug und der Resident in Hamburg sich für ihn verbürgt hatte. Dennoch war es nicht zu verbergen, daß Karl und sein Begleiter Soldaten waren. Ihr ganzes Aeußere und ihr Anstand verriethen es.

„Wohin wollen Sie gebracht sein, mein Herr?“ fragte der Kapitän, als Alles zur Abfahrt bereit war.

„Das vermag ich in diesem Augenblicke nicht bestimmt zu sagen. Ich will in einem der ersten Gasthöfe Londons logiren, und würde es daher dankbar anerkennen, wenn Sie mir einen Ihrer Leute mitgeben möchten, der englisch spricht, damit wir uns dahinfragen können. Mein Gepäck werde ich sodann holen lassen, mein Begleiter bleibt indessen hier an Bord.“

Der Kapitän schickte seinen Steuermann mit Karl an das Land.

Sie wurden, den Erkundigungen des Steuermanns zufolge, nach einem der vornehmsten Hotels gewiesen. Der Steuermann sprach mit dem Eigenthümer des Gasthauses und wandte sich sodann an Karl.

„Sie werden meiner nun nicht mehr bedürfen,“ sagte er, „weil sich hier ein Kellner befindet, der deutsch spricht. Der Gastwirth wird ihn sogleich holen lassen.“

Karl entließ daher den Steuermann mit einem reichen Geschenk und wartete in dem Zimmer.

Bald darauf kam der deutsche Kellner und der Herr des Hotels sprach mit ihm, indem er auf Karl zeigte.

Digitized by Google

„Sie wünschen hier zu wohnen?“ fragte der Kellner den Feldwebel.

„Darum bin ich hergekommen.“

„Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich noch mehrere Fragen stelle. Dies ist ein Gasthof ersten Ranges und der Aufenthalt darin sehr theuer. In der Regel kommen die hier Logirenden immer mit Equipage an, und da Sie so einfach, zu Fuß, und ohne Gepäck erscheinen, fürchtet der Wirth, daß Sie irregeleitet worden sind und einen wohlfeileren Gasthof haben aufsuchen wollen. Nach Ihrem Stande und Namen zu fragen, verbietet die englische Sitte, und ich muß daher fragen, ob Sie wissen, daß dies ein Gasthof ersten Ranges ist?“

„Ich weiß es und habe ihn eben deshalb aufgesucht.“

„Sie wollen also hier bleiben?“

„Versteht sich!“

„Wie viele Zimmer wünschen Sie und in welcher Etage; vorn oder in Nebengebäuden?“

„Vorn, eine Treppe hoch, einen Saal und drei bis vier Stuben.“

„So wohnen nur fremde Prinzen oder englische Lords!“

„Gerade so will ich eben auch wohnen.“

Der Kellner sprach mit dem Wirthe und sagte dann:

„Auf wie lange wünschen Sie die Zimmer zu haben?“

„Ich werde sie auf Einen Monat miethen und bezahlen, wenngleich ich schwerlich so lange hierbleibe.“

„Was beträgt die Miethe?“

„Funfzig Pfund!“

„Ich weiß nicht, was funfzig Pfund sind. Wie viele Dukaten wird es machen?“

„Nun, so etwa 120 Dukaten.“

„Hier sind sie!“

Er öffnete seinen Rock, unter dem er die uns bereits



Digitized by Google

bekannte Ledertasche trug, und zählte 120 neue blanke Dukaten auf den Tisch."

„Nun bitte ich," sagte er dann zu dem erstaunten Wirthe, „erstens, mir schnell meine Wohnung anzuweisen und zweitens einige Leute nach dem Hafen zu schicken, um mir von dem Hamburger Schiffe „Peter" mein Gepäck und meinen Begleiter zu holen, der sich noch auf jenem Schiffe befindet. Diesen Kellner wünsche ich zu meiner ausschließlichen Bedienung zu haben und werde das besonders bezahlen. Endlich ermitteln Sie doch, wo der preußische Gesandte wohnt und sagen Sie es mir."

Der Kellner sagte dem Wirthe in englischer Sprache, was der Fremde verlangte und der Wirth war sehr unterwürfig zu Allem bereit, indem er einen vornehmen Herrn als Gast zu haben glaubte.

Die sehr eleganten Zimmer wurden angewiesen, der deutsche Kellner schaffte unermüdlich Alles herbei, was Karl wünschte, und nach einigen Stunden befand sich nebst dem Gepäck in zwei Mantelsäcken auch der Husar Franz in dem Hotel, wo ihm Karl eins seiner Zimmer zur Wohnung gab. Dann richteten sie sich behaglich ein.

Die Wohnung des preußischen Gesandten war inzwischen ermittelt worden, aber es war heute schon zu spät, demselben noch einen Besuch zu machen.

Dies wurde daher auf den andern Morgen verschoben.

Unterdeß wurden die Uniformen hervorgesucht und der Husar setzte solche, nebst den Säbeln, in gehörigen Zustand, damit sie am nächsten Tage getragen werden konnten.

Am andern Morgen kleideten sich Beide militärisch an. Der Feldwebel erschien stattlich in seiner blauen Uniform mit neuen, ächten silbernen Litzen und Schnüren, weißen Lederhosen, hohen Stiefel mit blanken Sporen; an der Seite den rasselnden Säbel und auf dem Kopfe einen Hut

Digitized by Google

mit weißer Feder; Alles, wie er es früher schon getragen; der Husar in seinem rothen Dolman, mit blauem Pelz darüber, weil es Winter war, rothen Beinkleidern und gelben Stiefeln mit Sporen; auf dem Kopfe die sogenannte Flügelmütze und an der Seite den Husarensäbel mit Säbeltasche.

Der Kellner war vor Verwunderung außer sich, als er diese Metamorphose bemerkte, und glaubte in Karl einen Offizier zu sehen.

„Der König hat befohlen, ich soll Aufsehen machen und kein Geld schonen," dachte Karl. „Wenn ich diesen Befehl ausführen will, so darf ich unmöglich zu Fuße den Weg nach dem Hause des Gesandten machen, sondern ich muß fahren, wie es die vornehmen Herren thun. Kellner! rief er laut, einen Wagen und zwar einen sehr schönen Wagen mit guten Pferden! Was er kostet, ist gleichgültig; nur schnell!"

Der Kellner sprang zum Wirthe.

„Unsern besten Wagen!" rief er, „der Herr will ausfahren, zum preußischen Gesandten. Es ist ein Offizier und sein Diener ein Husar. Nein, Sie sollten sie einmal sehen. Wenn die auf der Straße sind, läuft ganz London zusammen."

Der Wirth befahl sogleich anzuspannen und sagte zu dem Kellner:

„Der scheint viel Geld zu haben, er knausert nicht. Er wird am Ende ein preußischer Lord sein."

„In Deutschland haben wir keine Lords," sagte der Kellner, „aber so etwas Aehnliches möchte er doch wohl sein."

„Nun, dann wird er von jetzt an Mylord genannt!" befahl der Wirth.

Der Wagen war angespannt und hielt vor der Thür des Hotels.



Digitized by Google

Karl kam ſporenklirrend die Treppe herab und ſah impoſant aus, während der Huſar, in ſeiner abenteuerlichen Tracht und mit ſeinem großen Barte, den Kindern, die zufällig da ſtanden oder vorübergingen, Schrecken einjagte. Lange nachher ſprachen in London die Ammen und Kinderfrauen noch von dem preußiſchen Huſaren und machten den Kindern Furcht damit.

Als Karl die Treppe herab in die Halle kam, beugte ſich der Wirth bis zur Erde und wünſchte „Mylord!“ glückliche Geſchäfte.

Karl ſtieg in den Wagen, der Huſar ſetzte ſich neben den Kutſcher auf den Bock und nun ging es vorwärts durch die Straßen von London, die theils mit Geſchäftsleuten, theils aber mit Spaziergängern oder Pflaſtertretern angefüllt waren.

Der Huſar auf dem Bocke erregte die allgemeine Aufmerkſamkeit, und als man in dem Wagen auch eine Uniform erblickte, die man in London nie geſehen, wurde die Neugierde rege.

Man folgte dem Wagen und eben dadurch vergrößerte ſich die Volksmenge immer mehr.

Vor der Wohnung des preußiſchen Geſandten angekommen, hielt der Wagen, der Huſar ſprang vom Bocke, öffnete den Schlag und Karl ſtieg aus.

Ein allgemeines Ah! beſonders aus weiblichen Kehlen ertönte, als die hohe Geſtalt des bildſchönen Soldaten in der reichen, geſchmackvollen Uniform ſich emporrichtete und die Stufen zum Hauſe des Geſandten hinaufſchritt.

Der Huſar blieb bei dem Wagen und drehete ſeinen Bart; aber hunderte von Engländern drängten ſich um ihn und ſtarrten ihn an.

Manche ſuchten auch mit ihm zu ſprechen, da er aber offenbar ihre Fragen nicht verſtand, ſondern fortfuhr, an

Digitized by Google

ſeinem Schnurbart zu drehen, ſo ſtanden ſie von ihren Verſuchen wieder ab, blieben aber demohngeachtet hartnäckig auf ihrem Poſten.

Endlich drängte ſich ein junger Lord heran, der in Deutſchland ſeine Reiſen gemacht hatte und nach aller Verſtändigen Urtheil ein ausgezeichneter Kenner der deutſchen Sprache war.

Vor dem Huſaren ſtand er ſtill, glotzte ihn mit ſeinen hervortretenden, waſſerblauen Augen an und gurgelte hervor:

„Ihr ſein Polack?“

Was er ſich dabei dachte, einen vermeintlichen „Polack“ deutſch anzureden, mußte er am beſten wiſſen.

„Nein,“ antwortete ſtolz der Huſar, „ich bin ein Preuße.“

„Ach, ein Preußer. Von der Könik Frederick Soldaten?“

„Ganz richtig!“

„Haben Schlachten bei Roßbäch und — und — wie heißen die anderen?“

„Bei Leuthen!“ ſagte der Huſar lachend.

„Reckt, reckt, bei Löthen! Ihr da ſein, in das Schlachten?“

„Freilich bin ich dabei geweſen!“

Der Engländer wendete ſich an die horchende Menge und ſagte: „Mylords und Gentlemen! Das iſt ein preußiſcher Soldat, ein Huſar, desgleichen wir noch nie geſehen. Er gehört zur Armee des König Friedrich des Großen und hat die Schlachten von Roßbach und Leuthen mitgekämpft, in denen der große Preußenkönig mit wenigen ſeiner Soldaten zahlreiche feindliche Armeen vernichtete. Mylords und Gentlemen! Ich ſchlage vor, dem großen Preußenkönig ein dreimaliges Hurrah zu bringen.“

„Hurrah — Hurrah — Hurrah!“

Dies Hurrah wurde dermaßen gebrüllt, daß die Ziegel von den Dächern fielen, wenn man einem engliſchen Zei-

Digitized by Google

tungsschreiber glauben will, der diesen Vorfall beschrieben hat. Der Lord nahm wieder das Wort:

„Und nun, Mylords und Gentlemen, ein dreimaliges Stöhnen den Franzosen und Oesterreichern.“

Das dreimalige Stöhnen erfolgte so herzbrechend, daß mehrere dicke, nervenschwache Damen Krämpfe bekamen. Als das Stöhnen im besten Gange war, wodurch die Engländer den Franzosen und Oesterreichern vermuthlich einen sehr großen Schaden zufügten, kam der König Georg von England die Straße daher gefahren.

Das Gedränge war so groß, daß er nicht durchkommen konnte, sondern sein Wagen still halten, und der König daher das dreimalige Stöhnen zum Schaden Frankreichs und Oesterreichs mit anhören mußte.

„Was in aller Welt giebt es denn hier?“ fragte er.

„Es sind preußische Soldaten da!“ sagte ein Herr, der mit entblößtem Haupte an den Wagen trat.

„So, sind Sie es, Sir? Es ist mir angenehm Sie zu sehen. Also preußische Soldaten? Mein guter Bruder Fritz wird doch nicht mit seiner Berliner Wachtparade über den Kanal kommen und uns hier eine Schlacht bei Leuthen liefern wollen? Das würde uns übel bekommen, denn darin ist er stark. Aber was macht mein gutes englisches Volk hier? Wie ich sehe, sind auch Lords und Parlamentsmitglieder in nicht geringer Zahl versammelt. Was bedeutet dies mißtönige Geschrei?“

„Ew. Majestät, man bringt den Franzosen und Oesterreichern ein dreimaliges Gestöhne, nachdem man zuvor dem Könige von Preußen drei Hurrah's gebracht hat.“

„So ist also die Stimmung? Das paßt für unsere Pläne und wir wollen dies benutzen. Wie viele preußische Soldaten sind denn da, und was wollen sie hier?“

„Zwei sind es nur; wie es scheint ein Offizier und

Digitized by Google

ſein Huſar. Erſterer iſt bei dem preußiſchen Geſandten, der dort wohnt."

„In dieſem Augenblick trat Karl aus der Thür des Geſandten, um in den Wagen zu ſteigen.

„Wahrlich," ſagte der König, „das iſt ein ſchöner Soldat. Den muß ich in der Nähe ſehen. Sagen Sie doch dem preußiſchen Geſandten, ich ließe ihn bitten, mir dieſen Mann morgen Vormittag vorzuſtellen. Ich gehe nach Windſor, er möchte dorthin kommen."

Der Gentleman entfernte ſich nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung und ging, dem Befehle des Königs nachzukommen.

Bevor wir nun in unſerer Geſchichte fortfahren und ſehen, wie Karl die Aufträge ſeines Königs ausführt, müſſen wir berichten, was er bei dem preußiſchen Geſandten ausgerichtet hatte, von dem er ſo eben kam.

Als der Feldwebel in ſeiner Staatskutſche bei dem Geſandten vorfuhr, ſtand gerade deſſen Kammerdiener am Fenſter in dem Zimmer ſeines Herrn und trocknete ein Raſirmeſſer, mit dem er den Bart der Excellenz abgenommen hatte.

Er machte einen langen Hals, um zu ſehen, wer da komme.

„Fuhr nicht ein Wagen vor?" fragte der Geſandte.

„Ja — er hält ſo eben an, und es — —"

„Welcher Lord iſt es?"

„Gar kein Lord, Ew. Excellenz; ich wollte es vorhin ſchon ſagen, es ſitzt ein preußiſcher Huſar in voller Uniform auf dem Bock — — ah, und es ſteigt Einer von der Leibgarde des Königs aus — nein, der iſt ja von der Kavallerie — nicht doch — ich werde doch die Uniform der Leibgarde kennen — nun, das iſt doch wunderlich! — Und wie viele

Menſchen ſtehen ſchon um den Wagen herum; es kommen immer noch mehr herzugeſtrömt."

„Was ſchwatzeſt Du da von der Leibgarde und ſonſtiges dummes Zeug?" fragte die Excellenz unwirſch. „Es wird ein Feldjäger ſein, der Depeſchen bringt."

„Der kommt nicht in einem Staatswagen und mit einem Huſaren auf dem Bock! Nun, er iſt ſchon ins Haus getreten, ich will doch hinausgehen und ſehen!"

Der Geſandte ſaß erwartungsvoll an ſeinem Schreibtiſche und kaute an der Feder, womit er ſo eben Briefe unterzeichnet hatte.

Der Kammerdiener trat eilfertig wieder ein.

„Ew. Excellenz, es iſt ein Feldwebel von der Garde des Königs, der Sie zu ſprechen wünſcht!"

„Wo Teufel kommt der her, und was will er bei mir?"

„Das wollte er mir nicht ſagen. Ich kenne ihn ſonſt ſehr genau von damals her, als ich noch bei der Garde war. Es iſt ein Potsdamer Kind!"

„Laß ihn eintreten!"

Karl trat ein und der Geſandte war ſichtlich überraſcht von dem ſchönen jungen Manne. Er hatte wahrſcheinlich einen alten 60jährigen Iſegrim mit dickem Bauche und kahlem Kopfe erwartet, wie man ſich damals einen ordentlichen Feldwebel nicht anders denken konnte.

Doch glaubte der Geſandte, ſich nichts vergeben zu müſſen.

Karl trat einige Schritte vor und machte eine Verbeugung.

„Guten Morgen!" ſagte der Geſandte, mit dem Kopfe nickend. „Ich höre, Er iſt ein Feldwebel von der Garde des Königs. Was will Er?"

„Ich will nichts, Ew. Excellenz! Ich ſoll aber Ew. Excellenz auf Befehl des Königs dieſe Depeſchen überreichen."

Digitized by Google

„Die bringt ja in der Regel ein Feldjäger, wenn sie wichtig sind.“

„Die meinigen werden wohl noch wichtiger sein, weil Se. Majestät mich damit hergesandt haben!“

Der Gesandte erstaunte, und sah den jungen Mann von oben bis unten an.

„Er kommt ja in einer Staatskarosse vorgefahren! Ist das bei Feldwebeln der Garde Sitte?“

„Der König muß wohl glauben, daß es der Sitte gemäß sei, wenn er Jemand in einer fremden Hauptstadt zu seinem Gesandten schickt, denn er hat es so befohlen.“

„Wo hat Er den Wagen hergenommen?“

„Es ist der des Eigenthümers von dem Hotel, worin ich wohne.“

„Was Teufel, wo wohnt Er denn?“

„Im Hotel Marlborough!“

„Das ist ja einer der ersten Gasthöfe?“

„Der König hat es so befohlen!“

„Weiß Er aber auch, daß das viel, sehr viel Geld kostet und daß der König für solche Ausgaben die Gesandtschaft nicht dotirt hat?“

„Ich selbst habe Geld, mehr als genug, um ein Jahr lang in diesem Gasthofe zu leben!“

Der Gesandte brummte etwas in den Bart, das fast so klang, als hätte er gesagt: „Ja, für seine Soldaten hat er Geld!“ Dann nahm er aber die Depesche und las sie aufmerksam durch. Als er fast zu Ende war, ließ er sie auf die Knie sinken und sah den Feldwebel betroffen an.

„Der König schreibt mir hier, daß Sie wüßten, was in dem Briefe steht!“

Aha, dachte Karl, jetzt wird er höflich.

Laut antwortete er aber:

Digitized by Google

„Ja wohl, der König hat es mir gesagt.“

„Und daß er Sie beauftragt habe, mich in meinen Bemühungen zu unterstützen!“ fuhr der Gesandte fort, indem eine Röthe des Unwillens in sein Gesicht stieg.

„Den Auftrag hat er mir ertheilt.“

„Wie wollen Sie denn das machen?“

„Das weiß ich noch nicht,“ antwortete der Feldwebel.

„Ja, das glaube ich wohl, und werden es auch nie erfahren!“ sagte der Gesandte selbstgenügsam, indem seine Stirn sich glättete.

„Das kommt darauf an!“ bemerkte Karl.

„Haben Sie denn einen Begriff von den hiesigen Verhältnissen, von der Staatsverfassung? Wissen Sie die Namen der Minister, kennen Sie deren Einfluß?“

„Von allem dem weiß ich gar nichts!“ sagte Karl.

„Nun, also! der König hat doch sonderbare Einfälle. Er befiehlt mir hier, dahin zu wirken, daß der Vertrag mit England schleunigst abgeschlossen werde — Sie wissen, der Vertrag wegen der Hülfsleistungen“ — —

Karl nickte.

„Er weiß aber nicht, mit welchen Schwierigkeiten ich zu kämpfen habe. Der König von England kann ohne seine Minister nichts — die Minister können ohne das Parlament nichts — Alles geht so langsam und bei dem Allen ist zuweilen ein Minister dem andern ein Hinderniß, so daß Alles stockt und Manches, was gestern klar war, heute wieder in Frage steht. Nun, wie ist das zu ändern?“

„Das weiß ich nicht; so viel weiß ich aber, wenn unser König hier etwas zu sagen hätte — der schlüge mit seinem Krückstock drein, und würde die ganze Wirthschaft schon in Gang bringen. Inzwischen bitte ich Ew. Excellenz, mir bei meiner Rückreise einen womöglich genügenden Bescheid mitzugeben, denn es liegt dem Könige Alles an

Digitized by Google

dieſem Bündniſſe, und ich ſehe ſchon, wie böſe er ſein wird, wenn ich komme und ſage: Es iſt nichts, Ew. Majeſtät!"

Dem Geſandten liefen die Schweißperlen von der Stirn. „Davon kann keine Rede ſein, daß es nichts würde," ſagte er, „es verzögert ſich nur ſo lange."

„Und dem Könige liegt gerade an der äußerſten Beſchleunigung!"

„Wie lange können Sie hier bleiben?"

„Der längſte Termin wäre acht Tage!"

„Nun, wir wollen ſehen. Ich werde anſpannen laſſen und ſogleich bei allen Miniſtern herumfahren! Kommen Sie heute Abend wieder zu mir! Was iſt das für ein Geſchrei?"

Er trat an das Fenſter und ſah und hörte, wie die verſammelten Engländer den König von Preußen hochleben ließen.

Der feine Diplomat lächelte.

„Gehen Sie nur jetzt," ſagte er zu Karl, „es wird unten unſerem Könige ein Lebehoch gebracht."

Karl ging hinaus.

Darauf folgte das dreimalige Stöhnen, während deſſen Karl heraustrat.

Er ahnte nicht, daß der König von England ihn bemerkte, ſondern ließ ſich von ſeinem Huſaren erzählen, was vorgegangen ſei.

Hinter ihm ging aber der Gentleman in das Haus, den der König von England an den preußiſchen Geſandten abgeſchickt hatte.

Als der Huſar mit ſeiner Erzählung zu Ende war, ſtieg Karl in ſeinen Wagen, um nach ſeiner Wohnung zurückzufahren. Jetzt wurde er bemerkt und mit einem donnernden Hurrah begrüßt. Der Huſar ſtieg auf den Bock und der Kutſcher fuhr langſam durch das Gedränge gegen

Digitized by Google

Osten zu, wogegen der Wagen des Königs sich nun auch, ebenso langsam, in entgegengesetzter Richtung verlor.

Aber der König blieb unbemerkt.

Das ganze Gedränge bewegte sich um den Wagen des Feldwebels und folgte ihm nach.

Der König von England konnte nicht umhin, zu lachen. „Sollte man nicht glauben," sagte er, „daß in jenem Wagen der König und in dem meinigen eine unbedeutende Person säße? Aber so sind sie — Pitt das sagen, vielleicht kann er es brauchen."

Der Feldwebel und sein Husar wurden noch einmal beim Aussteigen mit einem furchtbaren Hurrahgeschrei begrüßt und erst alsdann gingen die freien Engländer, zufrieden mit ihren Thaten, auseinander.

Inzwischen war der Gentleman bei dem Gesandten eingetreten und hatte ihm den Wunsch des Königs vorgetragen.

Der Gesandte versicherte, daß er erscheinen werde, um dem Könige den Soldaten vorzustellen, der übrigens kein Offizier sei, wie der König meine, sondern nur ein Feldwebel von der Garde, und er stelle daher anheim, ob es passend sei und dem Könige angenehm sein werde, sich diesen Unteroffizier vorstellen zu lassen.

„Das ist ganz gleichgültig," sagte der Engländer, „er mag sein, was er wolle. Der König möchte ihn näher sehen, weil seine Persönlichkeit Sr. Majestät gefallen hat."

Der Gesandte versprach zu kommen und der Gentleman entfernte sich.

Als dieser hinausgegangen war, nahm der Gesandte nochmals den Brief des Königs, den Karl gebracht hatte, und las eine Stelle desselben.

Er schüttelte lächelnd mit dem Kopfe und wiederholte laut: „Ich schicke Ihm diesen Brief durch einen jungen Feldwebel meiner Garde, den ich von dem Inhalte unter-

Digitized by Google

richtet und beauftragt habe, Ihm bei der schnellen Beendigung dieser wichtigen Sache behülflich zu sein. Ich weiß wohl, daß der Feldwebel Ihm in allen Seinen diplomatischen Kniffen nicht zur Hand gehen kann, denn davon versteht er gar nichts, aber mein Lieber, er hat Glück — er hat Glück, versteht Er mich? Und das ist zuweilen mehr werth, als alle Geschicklichkeit."

Der Gesandte legte den Brief wieder hin.

„Nun," sagte er, „wenn der König niemals Recht gehabt hätte, bei diesem Feldwebel hat er es. Ist mir jemals so etwas vorgekommen, was macht der Mensch für ein Aufsehen? Ja, ja, diese Engländer sind halbtoll! Aber wenn ich dies nicht benutzte, so verdiente ich in einem Tintenfasse ertränkt zu werden. Wir werden ja sehen."

Karl kam am Abend wieder zu dem Gesandten und wurde von ihm aufgefordert, am nächsten Tage mit nach Windsor zu fahren, um dem Könige vorgestellt zu werden. Karl lachte dazu und meinte, das wäre eine gute Gelegenheit, dem Könige von England zu sagen, was der König von Preußen wolle.

„Nein, nein," sagte der Gesandte, „das ist die Sache des Ministers Pitt, und Sie würden den König nur in Verlegenheit setzen."

„Schadet auch nicht," antwortete Karl, „da sieht er wenigstens, daß er einen preußischen Soldaten vor sich hat, und wie dieser die Sache ansieht."

Am nächsten Morgen fuhren sie in der Karosse des Gesandten mit Postpferden nach Windsor. Der Husar saß wiederum neben dem Kutscher auf dem Bocke.

Die wunderschöne Landschaft machte einen großen Eindruck auf Karls Gemüth. Noch nie hatte er etwas Aehnliches gesehen.

Auf der einen Seite in einem weiten Halbkreise ein

Digitized by Google

wellenförmiges, reich bewaldetes Land mit Landhäusern und emporragenden Thürmen, welche die Lage der Städte und Dörfer bezeichnen. Auf der andern Seite die breite Themse mit ihren vielen Schiffen und Kähnen. Gerade aus, in beträchtlicher Entfernung die blauen Kuppen der Berge in Berkshire und bei Oxford. In der Nähe des königlichen Schlosses die lebendige Stadt Windsor; weiterhin die Spitzthürme und Zacken des Etonscollegiums. Und nun das Schloß selbst mit seinen Mauern und Terrassen.

Oben auf den Terrassen waltete Schweigen, unten dagegen war Leben, Bewegung und Freude.

Hunderte von Personen beiderlei Geschlechts, wobei viele vom höchsten Range, standen in Gruppen bei einander, oder wandelten umher, die königliche Familie erwartend. Viele hörten auch der Musik der blauen Garde zu, die ihren Standpunkt auf der Südostseite der Terrasse hatte.

Der Gesandte und Karl stiegen aus ihrem Wagen und mischten sich unter die Menge. Hier gab Niemand auf sie Acht, Alles wartete auf den König.

Plötzlich ertönte die Schloßglocke, welches das Zeichen gab, daß der König nun erscheinen werde.

Alles rief einander zu: der König kommt! Und alle Anwesende bildeten sogleich zwei Reihen an den Seiten des breiten Ganges, welchen der König zu wandeln pflegte.

Aber der Gesandte eilte mit dem Feldwebel nach der Treppe des östlichen Flügels, die der König herabkam, wenn er auf der Terrasse spazieren gehen wollte. Hier fanden in der Regel die Vorstellungen in Form eines zufälligen Zusammentreffens statt. Einige Minister befanden sich auch auf diesem Platze.

Die Thür des vorstehenden Thurms öffnete sich und zwei Offiziere des königlichen Hauses traten hervor, um die Ankunft des Königs zu verkündigen.

Digitized by Google

In demſelben Augenblicke waren alle Augen dahin gerichtet, und es herrſchte die tiefſte Stille.

Dann ſtimmte die Muſik der blauen Garde das Volkslied an, und der König erſchien mit mehreren Mitgliedern ſeiner Familie auf der Terraſſe. Vor ihm her ging ein Kammerherr.

Die Erſcheinung des Monarchen wurde mit einem lauten Hurrah begrüßt. Er ſchritt mit einem Stocke in der Hand langſam vorwärts und ſprach freundlich mit denen, die ihm bekannt waren. Der König trug die ſchlichte dunkelblaue Windſor-Uniform mit rothem Kragen und den Stern vom Hoſenband-Orden. Auf dem Kopfe trug er einen kleinen dreieckigen Hut und unter demſelben eine Perücke mit Locken.

Kaum hatte der König den preußiſchen Geſandten erblickt, als er einen Schritt auf ihn zutrat und zugleich den Feldwebel wohlgefällig mit den Augen maß.

„Wie geht's, wie geht's Ihnen?“ fragte er den Geſandten in deutſcher Sprache.

Der Geſandte machte mit dem Hute in der Hand eine tiefe Verbeugung. Karl aber richtete ſich gerade und ſtand da, wie ein ächt preußiſcher Soldat.

„Ew. Majeſtät haben befohlen, daß ich Ihnen dieſen Feldwebel der preußiſchen Garde vorſtelle!“ ſagte er, auf Karl deutend.

„So, ein Feldwebel iſt es? Ein ſtattlicher junger Mann. Was macht er hier?“

„Er hat mir Depeſchen überbracht!“

„Ah ſo! Treten Sie näher, junger Mann. Ihr König ſcheint großes Vertrauen in Sie zu ſetzen. Haben Sie ſchon eine Schlacht mitgemacht?“

„Schon mehrere, Ew. Majeſtät!“ ſagte Karl.

„Auch die bei Roßbach gegen die Franzoſen — ha,

ha, ha! und die neueſte glorreiche Schlacht bei Leuthen, wo die Berliner Wachtparade 90,000 Oeſterreicher ſchlug?"

„Beide, Ew. Majeſtät!"

„Nun, da ging es wohl gut her, ha, ha! Nicht bleſſirt worden, nein?"

„Früher einmal, bei Collin!"

„Ha, Collin, ſchlimmes Ding das. Iſt aber Alles wieder ausgewetzt, he?"

„Ja, Ew. Majeſtät. Die Oeſterreicher ſind auf lange Zeit unſchädlich gemacht. Aber mein König wünſcht zu wiſſen, ob er mit Gewißheit auf Ew. Majeſtät Beiſtand rechnen darf?"

Der Geſandte ſtieß Karl heftig in die Rippen, als er dies hörte, und der Angſtſchweiß brach ihm aus.

Selbſt der König ſah den Feldwebel mit großen Augen an, lächelte aber gutmüthig.

„Nun," antwortete er dann langſam und bedächtig, „das iſt eigentlich nicht meine Sache, darauf eine Antwort zu geben, ſondern die Sache meiner Miniſter. Indeſſen, wir wollen einmal ſehen. War Mr. Pitt nicht hier? Ich dächte, ich hätte ihn geſehen."

Der Miniſter, welcher ſeitwärts geſtanden hatte, trat jetzt näher heran.

„Wie ſteht es denn mit der Angelegenheit, Sir, Sie haben wohl gehört, welche Frage an mich gerichtet worden iſt?" —

„Es handelt ſich noch um die Bewilligung der Subſidien im Unterhauſe," ſagte der Miniſter. „Werden dieſe abgelehnt, ſo geht die ganze Sache nicht."

„Nun, Sir, bringen Sie den Gegenſtand heute im Unterhauſe zur Sprache, oder noch beſſer, laſſen Sie es von Jemand anders thun. Ich ſage Ihnen, habe heute eine Menge einflußreicher Mitglieder des Unterhauſes geſehen,

Digitized by Google

auf einem Platze, wo dem Könige von Preußen ein Hurrah gebracht wurde. Schrien mit wie die Teufel! Ist der erste Eindruck noch neu, wird gehen! Ich möchte dem Könige von Preußen gern durch den Mann dort eine gute Nachricht schicken. Also auf Wiedersehen. Mein Herr Gesandter, Sie werden Nachricht erhalten. Noch besser ist's, Sie gehen selbst ins Unterhaus, da wissen Sie's gleich. Adieu, junger Feldwebel. Grüßen Sie Ihren König von mir, lasse ihm Glück wünschen zu seinen Siegen. Sagen Sie ihm, es hätte mich gefreut, Einen von seiner tapferen Garde zu sehen. Habe auch eine blaue Garde, und schöne Soldaten, schöne Soldaten!"

Bei diesen Worten näherte er sich Karl und fuhr halb flüsternd fort:

„Werde die besten davon nach Deutschland schicken, meine tapferen Hannoveraner sollen auch auftreten. Muß mir aber der König einen seiner besten Generale zum Kommandeur meiner Truppen geben, ich habe keinen. Still, still, Mr. Pitt muß es nicht hören, ich darf so etwas nicht sagen, soll aber doch geschehen."

Der König nickte freundlich und setzte seinen Spaziergang fort.

Aber der preußische Gesandte, der Alles gehört hatte, stand da wie eine Bildsäule.

„Nun," sagte er endlich mit aufgehobenen Händen, „da haben wir ja mit einem Schlage Alles, was wir wollen. Ich hätte noch vier Wochen und länger unterhandeln können und wäre nicht dahin gekommen, wo wir jetzt schon sind. Und das haben wir Ihnen zu verdanken. Ja, ja, der König hat Recht, Sie haben Glück, und Glück thut viel in der Welt."

„Ich gehe gerade auf die Sache los," sagte Karl, „mag es biegen oder brechen."



Digitized by Google

„Das iſt Soldatenmanier, wem es jedoch gelingen ſoll, der muß eben Glück haben. Aber kommen Sie, wir wollen nach London zurückfahren. Machen Sie ſich immer zur Rückreiſe bereit, wenn ich nicht ganz irre, ſo werden Sie ſich nicht lange mehr hier aufzuhalten brauchen.“ Sie fuhren nach London zurück.

Der Geſandte befolgte den Rath des Königs von England und ging dieſen Abend in das Unterhaus des Parlaments, wo er die Befriedigung hatte, zu hören, daß das Haus dem Könige von Preußen jährlich, ſo lange der Krieg dauere, 670,000 Pfund Sterling Subſidien bewilligte. Außerdem wurde beſchloſſen, engliſche Truppen nach Deutſchland zu ſchicken, die ſich mit der hannöverſchen Armee vereinigen, nebſt den heſſiſchen und braunſchweigiſchen, ſowie einigen preußiſchen Truppen, unter den Oberbefehl eines preußiſchen Generals geſtellt werden, und gegen die Franzoſen agiren ſollten, damit der König von Preußen von dieſen nicht mehr in ſeinen Operationen gegen die Oeſterreicher und Ruſſen gehindert werde.

Der Geſandte hüpfte vor Freuden und dachte ſchon an den ſchwarzen Adlerorden.

Aber da fiel ihm ein, daß die ſchnelle Beendigung dieſer Verhandlungen gar nicht ſein Verdienſt ſei, ſondern daß Karls Ankunft, ſeine Perſönlichkeit und vor Allem ſeine dreiſte Rede an den König von England dies ſo erwünſchte Reſultat herbeigeführt hatte.

Doch brauchte er ja in ſeinen Depeſchen nichts davon zu ſagen. Der Feldwebel ſelbſt hatte wohl nicht ſo viel Beurtheilungskraft, um ernſtlich einzuſehen, wie viel ſeine Intervention eigentlich genützt habe, und ſelbſt wenn er dies wußte, war Tauſend gegen Eins zu wetten, daß er nicht in einem ſolchen Verhältniſſe mit dem Könige ſtand, um ihm alles Vorgegangene ausführlich erzählen zu können. Auch

Digitized by Google